This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Oesterreich's

Freudentag.

Ein

Fest-Album

zur

Feier des fünfzigsten Geburtstages

Seiner Majestät

Ferdinand I.

M. ACADEMIA
KÖNYVTÁRA

Oesterreich's Freudentag.

Ein

Fest-Album

zur

Feier des fünfzigsten Geburtstages

Seiner Majestät

Ferdinand I.

Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen etc. etc. etc.

Herausgegeben

von

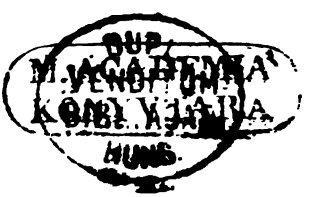
J. Gaßler & A. Kampas.

Der Ertrag ist zur Hälfte für das unter dem höchsten Protektorate Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Franz Carl stehenden Krankenhauses in Wien auf der Wieden, bestimmt.

Wien, 1843.

Druck: Josef Stöckholzer v. Hirschfeld.

DB 82
G4



Fest - Album,

unter dem Titel:

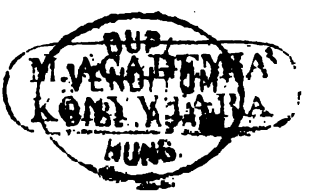
Oeſterreich's Freudentag.

Mit Beiträgen

von

Eugenie B., J. F. Caſtelli, F. Fitzinger, A. Grün
wald, E. Gilge, F. Halm, Ad. Hirſchberg, G. Carril,
Chr. Kuffner, M. G. Saphir, J. G. Seidl,
E. Straube, J. N. Vogl, Fürſt Schwarzenberg,
Ritter von Seyfried, Tolt v. Doltenburg,
Foglar, Demant, u. m. a.

DB 82
G4



Fest - Album,

unter dem Titel:

Oeſterreich's Freudentag.

Mit Beiträgen

von

Eugenie B., J. F. Caſtelli, F. Fitzinger, A. Grün
wald, E. Gilge, F. Halm, Ad. Hirſchberg, G. Carril,
Chr. Kuffner, M. G. Saphir, J. G. Seidl,
E. Straube, J. N. Vogl, Fürſt Schwarzenberg,
Ritter von Seyfried, Tolt v. Doltenburg,
Foglar, Demant, u. m. a.

M. ACADEMIA'
KÖNYVTÁRA

Vorwort.

Zwei Züge ſind als weſentliche Merkmale dem Charakter des Oeſterreichers eigen: Wohlthätigkeitsſinn und Liebe zu ſeinem Kaiſer. Dieſe Wahrheit hat ſich noch bei jeder Gelegenheit auf das Glänzendſte bewährt, und darum iſt das vorliegende Werk ein Nationalwerk im echten Sinne des Wortes. — Denn es iſt einem wohlthätigen Zwecke gewidmet, und feiert als Feſt-Album das fünfzigſte Geburtsfeſt unſer's allergnädigſten Kaiſers, mit deſſen Leben der Frieden herangeblüht; durch den die ſchönſten Früchte auf Oeſterreich's Boden zur Reife gediehen. Wir hielten es daher des öſterreichiſchen

Volkes würdig, ein Gedenkbuch zu gründen, zu Ehren des 50. Wiegenfestes unseres allergnädigsten Kaisers, dessen Geburt gleichsam die Losung gab zum Wiederaufblühen Oesterreichs.

Wir haben uns auch wirklich in Bezug auf Theilnahme, die unser Unternehmen finden dürfte, nicht getäuscht. Denn die meisten der ersten hier lebenden Schriftsteller Oesterreichs, die wir um einen Beitrag anzugehen Gelegenheit fanden, sind uns in Anerkennung des würdigen Zweckes bereitwilligst beigetreten, und so dürfte dem geehrten Publikum eine angenehme Lektüre, den armen Kranken eine nicht unbedeutende Spende gebothen sein.

Die Herausgeber.

Oeſterreich's

Freudentag.

(Am 19. April 1843).

Gedicht von Adolf Hirſchberg.

Die Fahnen weh'n, Kanonendonner hallen,
Gewehre blinken! Sagt, wo iſt der Feind?
Die Trommeln wirbeln, die Drommetten ſchallen!
Hat nicht zum Kriege ſich die Schaar vereint?—
Wie von den Thürmen all' die Glocken läuten!!—
Iſt das nicht Sturm? Was ſollt' es ſonſt bedeuten?

Ja wohl ein Sturm! Doch friedlich losgebrochen
In jeder Bruſt, die für den Kaiſer ſchlägt,
Und weil die Herzen alle für ihn pochen,
So iſt's ein Landſturm, der ſich heute regt. —
Die Fahnen zieh'n voran als Friedensbräute,
Zum Herzenssturm tönt feſtlich das Geläute.—

Einſt galt es wohl ein feindlich kühnes Wagen,
Der Heimat Boden ward mit Blut gedüngt,

D'raus ſproßten Friedensblumen unſern Tagen:
So hat das alte Oeſt'reich ſich verjüngt. —
Als Vater Franz noch flog zu Tode und Siege,
Da lag des Friedens Sohn ſchon in der Wiege. —

Ein halb' Jahrhundert iſt ſeitdem entſchwunden,
Noch weh't des Friedens Hauch um Oeſtreichs Land.
Wir blicken froh auf die vernarbten Wunden,
Und auf den Friedensfürſten **Ferdinand**.
Es grünt und blüht in uns ein friſches Leben
Denn ſeine Milde hat uns Kraft gegeben.

Er lehrt' uns mehr als mit den Waffen ſiegen:
Geöffnet hat uns Ferdinand die Bahn,
Auf der die Völker ſich entgegenfliegen,
Die ſich durch Nord und Süd getrennet ſah'n. —
Was noch kein Welteroberer errungen,
Das iſt dem friedlich Wirkenden gelungen.

Wohin in Oeſtreich mag das Auge ſchauen
In Stadt und Dorf herrſcht Recht und Bruderſinn;
Froh kann der Landmann ſeine Felder bauen,
Ihm raubt kein Feind den redlichen Gewinn.
D'rum mag er ſtolz auf ſeinen Kaiſer zeigen,
Vor dem ſich tief die vollen Aehren neigen. —

Ihm danken wir die goldnen Lebensfrüchte
Er hat gepflegt den ſtarken Friedensbaum,
Nicht geizt er nach der Lorbeer'n der Geſchichte
Nicht nach des Ruhmes tollen Fiebertraum.
Sein Wirken iſt den Herzen eingeſchrieben,
Sein Ruhm iſt der: daß ihn die Völker
lieben. —

So blühet Oeſterreich, das Friedensſtarke,
Von Habsburgs edlem Stamm noch ungetrennt.
Kein Geyer frißt an ſeinem Lebensmarke,
Und Recht und Glaube iſt ſein Fundament.

So darf ihm nicht vor Ungewittern grauen,
Gar ſicher iſt's, auf ſolchem Grund zu bauen.

D'rum hebt auch Oeſtreichs Adler hoch die Schwingen
Und badet ſich im lichten Aetherſtrom, —
Als wollte er tief in den Himmel dringen,
So ragt auf's Neue Oeſt'reichs Rieſendom.
Daß Ehrfurcht er in alle Herzen flöße,
Ein ſinnlich Bild von Oeſt'reichs Herrſchergröße. —

Und drinnen in des Domes weiten Hallen,
Gar mancher Arme, mancher Kranke ſteh't,
Der, wo des Opfers Weihrauchdüfte wallen
In tiefer Rührung für den Kaiſer fleh't.
Da draußen aber ſchallt im Jubeltone
Das Volkslied: »»Segen Oeſt'reichs hohem Sohne.««

Begnadigung tilgt die Schuld nicht.

Von

Georg Carril.

Es war Jahrmarkt. Die ſonſt nicht ſehr belebte Stadt both jetzt das Bild des lebhafteſten Verkehrs; Fremde aus weit entlegenen Ländern waren herbeigeſtrömt, und wogten durch die Straßen auf und nieder; Waaren und Produkte des Vaterlandes und fremder Zonen wurden in bunter Hülle feil gebothen, Gaukler und Taſchenſpieler trieben in Gaſthöfen und auf öffentlichen Plätzen ihre Poſſen. Auch Gauner und anderes ſchlechte Gelichter fanden ſich ein, die in dem Volksgewühle ihre Taſchen auf Koſten der Unbedachtſamen oder der Leichtgläubigen zu füllen hofften.

Abends verſammelten die Schenken und Gaſthöfe in ihren finſteren Räumen die einheimiſche und fremde Bevölkerung, und unter betäubendem Geſchrei der Gäſte wurde hier erſt manches Handelsgeſchäft abgeſchloſſen, wozu der Tag keine Zeit hatte übrig gelaſſen, und Diebe

unter der Maske kaufluſtiger Fremder überzählten hier den Gewinn, den ihr ſchändliches Handwerk den Tag hindurch abgeworfen hatte. In einer Ecke der Gaſtſtube ſaß bei einem Krug Bier ein Fremder, allein und in Gedanken verſunken, er ſchien auf das Lärmen der verſammelten Menge nicht zu achten, und in ſeinem Geiſte ernſte Dinge zu betreiben. Im Kurzen naht ſich ihm ein Mann, der mit geheimnißvoller Miene an ſeiner Seite Platz nahm. Beide hatten das Anſehen wandernder Handwerker, aber eine unheimliche Wildheit blitzte aus ihren rollenden Blicken, und ihr bärtiges Antlitz verbreitete vollends Grauen über ihr ganzes Weſen. »Höre Bruder,« ſprach der eben Angekommene mit ſichtbarer Schadenfreude zu ſeinem Genoſſen, »es iſt richtig, keine Täuſchung! Ich habe ihn erkannt, wie er leibt und lebt. Und ganz gut gemäſtet ſieht der Schuft aus!» — »»Peſt!«« verſetzte der Andere, und ſchlug mit geballter Fauſt in den Tiſch, »»während wir wie die Hunde leben, und kaum einen Knochen abzunagen finden, und vor den dürren Eiſenfingern

der Gerechtigkeit, wie gehetzte Haasen laufen müssen. Element, er soll entgelten!«« — ««Du sollst nur sehen,«« nahm der erstere wieder das Wort, ««in welch ein schmuckes Gewand er seinen Leichnam hüllt, wie fein zärtlich er thut, mit dem niedlichen Lärvchen, das er sich zur Frau genommen. Und, zum Henker, was er für einen Pallast bewohnt, und woher das Alles?«« — »Element, von unserm Schweiße!« schrie der Andere, und stieß den Bierkrug dabei so kräftig auf den Tisch, daß die Trümmer umherflogen. Die Blicke der Anwesenden wendeten sich bei diesem Ungestümm auf die beiden Fremdlinge; zum Glücke aber erhob sich zu gleicher Zeit an einem andern Ende der Gaststube ein heftiger Streit, an welchem bald die meisten der Gäste Theil nahmen, und der in wilde Schlägereien ausartete. Während des Tumultes und des Zusammenströmens der Nachbarschaft waren die beiden Fremdlinge verschwunden.

Ganz nahe an der Stadt lag ein kleines, geschmackvoll gebautes Schloß, das vor ungefähr fünf Jahren ein Nordländer käuflich an

ſich gebracht hatte, und in anſpruchsloſer Stille bewohnte. Er nannte ſich Holm, gab vor, an der Oſtſee Beſitzer weitläufiger Güter geweſen zu ſein; habe aber aus Sehnſucht nach dem ſchönen, üppigen Süden des deutſchen Vaterlandes dieſelben veräußert. Mit einem einnehmenden Aeußern und blühendem Mannesalter verband der Fremdling ſeine Sitten, Grazie in ſeinem Benehmen, und verſtand es durch Witz und Kenntniße die geſelligen Kreiſe, in die er mehrmal gezogen wurde, zu beleben. Im Kurzen hatte er ſich die Herzen aller, die ihn kannten, gewonnen. Er bewarb ſich einige Zeit um die Hand der Tochter eines anſehnlichen Beamten in der Umgegend, die ihm auch nicht verſagt wurde, nachdem er über Herkunft und Vermögen glaubwürdige Dokumente beigebracht hatte. An ihrem Geburtstage trat Amalie mit ihm an den Altar.

Wohl hätte Holm, der überhaupt kein Freund vom Gepränge und glänzenderen Geſellſchaften ſchien, gewünſcht, die Hochzeitsfeierlichkeiten nach Thunlichkeit abzukürzen, oder

bloß im engen Familienkreiſe zu feiern; allein des Vaters Eitelkeit hätte ſich gekränkt gefühlt, wäre es ihm nicht gegönnt geweſen, einer glänzenden Geſellſchaft das zu hoffende Glück ſeiner Tochter zur Schau zu legen. Eine reich beſetzte Tafel, koſtbare Weine, ſollten das Feſt verherrlichen! Holm ſchien ſehr heiter, und nahm regen Antheil an der allgemeinen Freude. Unter dieſen befand ſich ein angeſehener Kaufmann aus Bremen, ein Freund von Amalien's Vater, der auf ſeinen öftern Reiſen durch Deutſchland es nie unterließ, bei ſeinem Freunde ein Paar Tage auszuruhen. Dieſer faßte den glücklichen Holm, der ſpäter für nichts Sinn hatte, als für ſeine Neuvermählte, ſcharf in das Auge und ſtellte gegen Ende der Tafel die Frage an ihn: »Waren Sie nie im Speßartwalde?«

Holm erbebte bei dieſer Frage in ſeinem Innern, wie ein Donnerſchlag erſchütterten die Worte alle Fiebern ſeines Herzens. Doch faßte er ſich mit ganzer Manneskraft, und ein »nie« war ſeine feſte Antwort. Der Kaufmann wandte ſich von ihm ab, und unterhielt ſich mit einem

andern Theile der Geſellſchaft; aber Holm blieb für dieſen Abend einſilbig und finſter.

Drei Jahre genoß Holm ſein Glück in ungeſtörter Ruhe; er gewann die Achtung und Liebe aller benachbarten Honoratioren, und von dem Guten, das er Armen und Hilfsbedürftigen ſpendete, und von dem frommen Sinn und der Herablaßung des menſchenfreundlichen Holm wußten Bauern und ſeine Dienſtpflichtigen nicht genug zu erzählen. Auch Amalie war glücklich, beſonders da das ſtille Betragen und das oft mit einem dünnen Schleier von Schwermuth umflorte Gemüth ihres Gemales mit ihrem etwas ſchwärmeriſchen Geiſte harmonirte.

Holm arbeitete einſt nach ſeiner Gewohnheit im Garten, und ordnete die ſchönſten Blumen zu einem bunten Strauß, um beim Frühſtück Amalie zu überraſchen; da meldete ihm der Bediente zwei fremde Männer, die ihn zu ſprechen verlangten. »Führe Sie hierher!« war die Antwort, die er ohne aufzuſehen, gab. Der Bediente führte die Angemeldeten nach dem Garten, was keineswegs befremdete, da öfter

Arme und Reiſende bei dem Gebiether um einen Zehrpfennig zuſprachen. Die zwei Fremdlinge ſtanden vor Holm, den weiten Krempenhut tief herabgedrückt; er blickte ſie an, das Herz klopfte ihm ängſtlich, als er die Männer gewahrte, doch faßte er ſich ſchnell und fragte mit anſcheinender Ruhe um ihr Begehren. »Euer Glück in näheren Augenſchein nehmen!« ſprach der Eine, »»und einen Gruß Euch zu bringen aus dem Speßart,«« fügte der Andere hinzu.— »Ihr irrt Euch, gute Männer,« verſetzte Holm »ich verſteh Eure Rede nicht.« — »Herr,« antwortete der Eine ganz barſch, »nehmt Euch die Mühe, und ſchaut uns beſſer an! Habt Ihr ſo ſchnell die Freunde vergeſſen?« »Ich kenne Euch nicht.« erwiederte Holm, deſſen Pulſe wieder banger klopften, »doch ſprecht, was kann ich für Euch thun?« — Ein wüthendes Geſchrei erſcholl plötzlich vom Garten her im Schloße, die Diener eilen hinzu, und ſehen ihren Gebiether im Wortwechſel mit den fremden Männern, welche in drohender Stellung vor ihm ſtanden. Entrüſtet hierüber, wollen ſie an die Fremden

Hand anlegen; doch Holm verbot ihnen jede Gewaltthätigkeit, und ließ die Männer ruhig abziehen, welche noch beim Scheiden die gräulichſten Flüche gegen ihn ausſtießen, und mit Drohungen ihn einſchüchterten.

Holm wurde ſeit dieſem Vorfalle ſehr einſilbig; die Stirn umwölkte ſich und Unruhe und ſichtbare Aengſtlichkeit verbreitete ſich oft in der heiterſten Geſellſchaft über ſein ganzes Weſen. Selbſt ſeine edle Gattin war nicht immer im Stande, den Schwermüthigen zu erheitern, der durch allerlei Scheingründe die Zartbeſorgte über ſeinen Seelenzuſtand zu beruhigen ſuchte.

Ein Jahr war verfloßen, und Amaliens Vater hatte in ſeinem prachtvollen Garten-Pavillon ein glänzendes Souper veranſtaltet, um das Geburtsfeſt ſeiner Tochter zu feiern. Auch der Bremer-Kaufmann war zugegen und würzte das Mal durch Anekdoten. Plötzlich rief er: »den Schmuglern und ihrem ehemaligen Anführer im Speßart dieſes Glas!» und ſtürzte einen vollen Römer echten Johannisberger hinab. Die Geſellſchaft war über dieſen ſonder-

baren Toaſt erſtaunt; er aber ſtellte ſein Glas auf die Tafel, und begann, mit dem Auge meiſtens auf den einſilbigen Holm zugewendet: »Staunen Sie immerhin, edle Freunde; ich behaupte nochmal, der Schmugler und nebſtbei wohl auch Räuber im Speßart iſt eine ehrliche Haut! Es mögen vielleicht ſechs Jahre ſein, als ich durch den Speßart fuhr, ganz allein, in einer Chaiſe, die ich mir bis Bremen gemiethet hatte. Man hatte mich gewarnt, den Wald nicht zu betreten, es wäre in demſelben nicht immer geheuer; allein ich achtete nicht ſehr darauf; zudem hätte ich, um dem Wald auszuweichen, einen Unweg von mehreren Tagereiſen machen müſſen. Mein Geſchäft erforderte Eile. Mit Piſtolen und Degen gut bewaffnet und von ein Paar raſchen Rappen gezogen, beſorgte ich nichts Böſes. Wir hatten den Wald beinahe hinter uns, und ich freute mich ſchon, die Beſorgniße meiner Gaſtwirthe als eitel zu erkennen. als plötzlich aus einem nahen Dickicht eine Anzahl rüſtiger Männer in Bauerntracht hervorſtürzte, und ein Schuß fiel, der meinen Kutſcher

ſchwer verwundete. Ich feuerte meine Piſtolen ab, hieb mit dem Degen herum, verwundete mehre der Böſewichter, wurde jedoch übermannt und ausgeplündert. Ich hatte in einem Portefeuille eine Anzahl Staatspapiere von ziemlichem Werthe, außerdem nur wenig Barſchaft in Gold. Die Räuber ſchimpften, da ſie ihre Hoffnung auf reichen Fang getäuſcht ſahen, und ſchienen Rath zu halten, was mit den Papieren im Portefeuille anzufangen ſei. Indeſſen nahte ſich ein junger, hübſcher Mann, der durch Kleidung und glänzende Waffen ſich als Chef der Bande beurkundete. Ich wendete mich an ihn, erklärte dieſe Staatspapiere als das geringe Erbe einer verunglückten Familie, zeigte ihm Teſtament, Vollmacht und andere darauf Bezug habende Briefe, und bat um Schonung für dasſelbe. Der junge Mann ſah mir ſcharf ins Auge, befahl nochmal eine genaue Durchſicht meiner Effekten, die nur aus einem Mantelſacke mit Wäſche beſtanden; da ſich nichts Werthvolles vorfand, begann er zu fluchen, und hieß mich den Wagen beſteigen, ſetzte ſich zu mir, uud

überliß den Mantelſack und das wenige Geld der Bande, welche eben mehre ſchwer beladene Wagen voll von eingeſchmugelten Waaren über die nahe Grenze gebracht hatte. Die Stelle des Kutſchers vertrat einer der Bande, und ſo jagten wir dem Ausgange des Waldes zu.

Nun übergab er mir das Portefeuille, und äußerte, nie wolle er mit der Habe der Armen ſich bereichern, und damit ich nicht etwa in die Hände ſeiner übrigen Leute fiele, die wahrſcheinlich nicht ſo ſchonend verfahren würden, habe er mich ſelbſt begleitet. Beim Scheiden flüſterte ich dem Anführer zu, ich ſei ein Mann von Einfluß, hätte mächtige Gönner, und vergelte gerne Dienſt mit Gegendienſt; ich machte ihn mit meinem Namen und meinem Wohnorte bekannt. Er ſchien mich zu verſtehen, drückte mir die Hand und verſchwand ſchnell im Walde.

»Nun,« fuhr der Erzähler fort, »was ſagen Sie zu dem Schmuggler oder Räuber im Speßart? iſt er nicht ein ehrlicher Burſche? Er lebe!« ſomit trank er ein volles Glas. Die ganze Geſellſchaft lachte, und ſtimmte ſcherzend in des

Bremers Toaſt. Nur Holm ſaß mit anſcheinender Gleichgültigkeit unter den Lachenden: Angſt aber machte ſeine Stimme in der Kehle erſticken, und nach einer Weile entfernte er ſich unter gutem Vorwande. Amalie folgte ihm mit zarter Beſorgniß und wich nicht von dem Lager des Gatten, der wirklich von einem leichten Fieber befallen ward. Sie merkte, Kummer nage an dem Herzen ihres Holm; dieſer aber wußte ihre liebenden Beſorgniße ſtets zu beſchwichtigen.

Wenige Tage nach dem Geburtsfeſte hielt ein wohlverwahrter Reiſewagen vor dem Schloße Holms um Mitternacht ſtill, und ein Commiſſär verlangte mit dem Gutsbeſitzer augenblicklich zu ſprechen. Der Diener weckt auf ernſtliches Verlangen ſeinen Gebiether; Holm begibt ſich zu dem harrenden Kommiſſär ins Nebenzimmer. Nach einer Weile erſcheint er wieder mit wankendem Schritte, todtenbleich; küßt den ſchlummernden Säugling, wirft einen Wehmuthsblick auf ſeine, tief in Schlaf verſunkene Gattin, läßt ſich vollſtändig ankleiden, und folgt im Ausdrucke des heftigſten Schmerzes dem zur

Eile mahnenden Kommiſſär. Sie beſtiegen den Wagen; dieſer rollte in das Dunkel der ſchweigenden Nacht davon.

Entſetzen befiel die unglückliche Amalie, als ſie am andern Morgen das Ereigniß der Nacht erfuhr; ſie lief weinend durch die Gemächer und endlich zu ihrem Vater, welcher die Jammernde tröſtete, obſchon ſchwarze Ahnung bereits in ſeiner Seele erwacht war.

Am andern Tage erſchien der Kommiſſär abermals auf dem Schloße, unterſuchte Holms Papiere, und machte bekannt, der Gutsbeſitzer ſei kein Adeliger und Reichbegüteter geweſen, ſondern — ein Aventurier, ein Schmuggler und vielleicht noch Schlimmeres! Amalie erklärte dieß für Verläumdung, und bath ihren Vater auf den Knien, der Sache ihres Gatten ſich mit aller Kraft anzunehmen.

Holm ſtand vor dem peinlichen Gerichte. Ohne Umſtände geſtand er ſein Verbrechen. Er war der Sohn eines armen Pächters, hatte die höheren Schulen und die Univerſität beſucht; allein Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln die

Studien mit Erfolg fortzuſetzen, und allerlei ärgerliche Auftritte, welche er unter Mitkollegen veranlaßt hatte, bewogen ihn, ſich an eine wandernde Schauſpieler-Geſellſchaft anzuſchließen. Schulden und Betriegereien, in welche er war verwickelt worden, zwangen ihn auch hier zur Flucht.

Er gerieth bald unter eine Rotte von Böſewichtern, welche Schmuggelhandel trieben, Falſchmünzer waren, und nebſtbei zuweilen den Speßartwald unſicher machten. Durch Geiſtesgegenwart, Klugheit, Muth und edlen Körperbau imponirte er, er ward der Bande Chef. Doch bald erwachte Reue in ſeinem Herzen, das Gewiſſen ſtellte ihm ſein ſchändlich Gewerbe in dem häßlichſten Lichte dar. Tauſendmal verfluchte er die Stunde, die ihn unter die Verworfenen geführt hatte. Er beſchloß die Bande zu verlaßen, in einer fernen Gegend mit geſammeltem Gelde ſich anzuſiedeln, als friedlicher Bürger zu leben, und durch Unterſtützungen dürftiger Menſchen ſeine Schuld zum Theile zu tilgen. Mord habe er nie begangen, obgleich

mehrere Grenzwächter, Häſcher und Reiſende unter den Dolchen ſeiner Mitgenoſſen verbluteten.

Holm hielt ſich auf dem Schloße, das er bewohnte, dem Arm der Gerechtigkeit entronnen; er lebte nur für ſeine würdige Gattinn und für die Hülfsbedürftigen der Umgegend, und ſchon minderten ſich die marternden Biße ſeines ſtets wachen Gewiſſens, als einige Glieder ſeiner ehemaligen Bande zufällig ſeinen Aufenthalt entdeckten; vom Neide über Holms ſtilles Glück geſtachelt, gaben ſie der Obrigkeit den Aufenthalt ihres einſtigen Anführers kund.

Von Seite der Behörden wurde die Richtigkeit dieſer Ausſagen beſtättiget, und nach der Strenge der dortigen Geſetze ward Holm zum Tode verurtheilt.

Im ganzen Land wurde der tragiſche Vorfall ruchbar; Amaliens Vater ſchrieb auf Holms Verlangen auch dem Bremmer-Kaufmanne. Dieſer, dem das Ereigniß nicht unerwartet kam, eilte nach der Reſidenz, und wendete ſeinen Einfluß dahin, eine Milderung des gefällten Urtheils zu erwirken. Schon beſtimmte

der gnädige Fürſt, durch Fürſprache bewogen, fünfjährige Gefangenſchaft zur Sühne des Verbrechens, da ſtürzte Amalie mit der Miene der Verzweiflung mit gelöstem Haupthaar in das fürſtliche Gemach, ſank vor dem Regenten auf die Knie und benetzte deſſen Füße mit ihren Thränen. Der Fürſt war gerührt von den Aeußerungen und Betheuerungen der jungen Frau, welche das edle Herz ihres Gatten pries, der ſein früher begangenes Verbrechen durch vielfache Reue und durch edle Thaten gewiß abgebüßt habe; jener zuckte die Achſel, und verwies die Unglückliche auf den todten Buchſtaben des Geſetzes, das unerbittlich die Strafe fordere.

In dieſem Augenblicke erſchien eine Anzahl von Bauern und Beamten im Saale; ſie ſtürzten dem Fürſten zu Füßen, und baten um Gnade für Holm. Jeder pries ihn als ſeinen Freund, Retter oder Wohlthäter, und ergoß mit dem lebhafteſten Ausdruck der Dankbarkeit ſich in Lob über Holm. Insgeſammt bathen ſie mit gehobenen Händen den gerührten Fürſten um Gnade für den Schuldigen.

Der Fürſt ward erſchüttert: »Einen Mann,« ſprach er, »der die Liebe ſeiner Untergebenen und ſeiner Nachbarn in ſo hohem Grade und ſo allgemein genießt, will ich dem gemeinnützigen Wirken und den Herzen derer, die ihn ſchätzen, nicht entziehen; er ſei frei! Jedoch möge er fortfahren, der Freund und Wohlthäter Unglücklicher und Hülfsbedürftiger zu ſein.

Innige Freude ſprach aus den thränenreichen Augen Aller über dieſe Huld des menſchenfreundlichen Fürſten. Amalie ſtürzte gleich einer Wahnſinnigen hinweg; ſie, nur ſie wollte dem theuren Gatten die entehrenden Feßeln löſen. Holm vernahm die hohe Gnade des gütigſten Monarchen mit einer Ruhe, die an Gleichgültigkeit grenzte; keine Spur von Freude glänzte auf ſeinem Antlitze; im Gegentheile, er ſprach über ſich den Fluch, daß er ſeine edle Gattinn mit Schande überhäuft, und durch die Makel ſeines Verbrechens gebrandmarkt habe. Umſonſt waren alle Gegenvorſtellungen Amaliens und ihres Vaters, umſonſt ihre Bemühungen, den Gatten zu erheitern, umſonſt die Bezeigungen

der Freundschaft und des Wohlwollens von Seite der benachbarten Gutsbesitzer und Beamten. Die Stimme des Gewissens war in ihm rege geworden; am Tage saß er wehmüthig der Gattinn gegenüber, und klagte sich an, ihrer unwürdig zu sein, denn Begnadigung wasche die Schuld nicht ab; zur Nachtszeit sah man ihn öfter die Laubgänge des Gartens durchwandeln, wo er mit Händeringen den Himmel um seine Auflösung anrief.

Sein Wunsch wurde bald erfüllt; ehe drei Monden verflossen, war er eine Beute des Todes!

Seine Gattinn zerfloß in Thränen, ihre Trauer war ungeheuchelt, sie hatte ihn wahr und innig geliebt. Ein Denkmal aus Marmorstein ließ sie den Ueberresten ihres unglücklichen Gatten in dem, von ihm angelegten Garten setzen, und ihrem Kinde, für das allein sie nur lebte, pflanzte sie die, von dem Verblichenen ausgesprochenen Warnungsworte in das Herz: Hüte Dich vor bösem Treiben, denn Begnadigung des Fürsten löscht die Schuld nicht aus.

Bis an das Herz war ihr gedrungen
Der eis'ge Abendwind,
Da rief ſie aus vom Gram bezwungen:
»Weh' Dir, Du hartes Kind!« —

Und ſieh! in dichten weißen Flocken
Der Schnee zur Erde zog,
Und ſank in alle Blütenglocken
Bis er ſie niederbog.

Und wo den Boden nur berühret
Des Mütterlein's Gewand,
Da fiel von Gottes Hand geführet
Der Schnee auf's weite Land.

Des Reichen Haus und Hof umhüllte
Das kalte Leichentuch,
Des Herrn Gerechtigkeit erfüllte
Der armen Mutter Fluch.

Und niemals hat ſeit jenem Tage
Ein Blümlein dort geblüht,
Des Windes ſchauerliche Klage
Auf ſtarre Felſen zieht.

Man ſieht von fern im Abendſchimmer,
Des Berges Schneegewand;
Und zum Gedächtniß wird er immer,
Die Blümlis-Alp genannt.

Eugenie B.

Die Ferne.

Wenn an wolkenloſen Sommertagen
Träumend oft ich in die Ferne ſah,
Und die weiten, ew'gen Berge lagen
In erhab'ner Größe vor mir da,
O, dann zog ein ſehnendes Verlangen
In die blaue Ferne mich hinaus
Und der Geiſt von ſüßem Wahn umfangen
Malte ſtill ſich ihre Blätter aus.

Jenſeits, dacht ich, jenſeits dieſer Höhen
Liegt gewiß ein zauberiſches Thal,
Sanft erwärmt von leiſen Frühlingswehen,
Sanft erhellt von reinem Sonnenſtrahl.
Langgedehnte, blumenreiche Auen
Kühle Quellen, zarter Abendſchein.
Weiſe Männer nur und fromme Frauen
Müſſen dort und holde Kinder ſein!

O, warum in uferloſer Ferne
Sucht das Herz ein ſtilles Zauberland?
Leuchten nicht auch über mir die Sterne?
Trägt die Erde hier ein Grabgewand?
Schmückt nicht jeder Frühling ſie auf's Neue
Bis ſie wonnig duftet und erblüht?
Lebet nicht auch hier für Recht und Treue
Guter Menſchen heiliges Gemüth?

Ach, nicht jenſeits dieſer fernen Höhen
Ach, und dießſeits dieſer Berge nicht,
Liegt das Land, im Traume nur geſehen,
Das ſo lebhaft zu der Seele ſpricht!
Ueber dieſe Berge laßt mich ſchauen
In des ew'gen Frühlings Morgenwehn,
Und der Erde ahnendes Vertrauen
Wird einſt dort mir in Erfüllung geh'n

Eugenie B.

Das Unaussprechliche.

Wie tief im Kelch verkläret
Des Thaues Perle liegt,
Und bald vom Strahl verzehret,
Ihr kurzer Glanz verfliegt;

Wie in des Waldes Schweigen
Des Vögleins Lied erklingt
Und aus den dichten Zweigen
Zu keinem Ohre dringt;

Wie aus dem Wassergrunde
Die Lilie sich erhebt,
Und eine kurze Stunde
In Licht und Wärme lebt;

So wallen auf und nieder
Sich ſelber nur bewußt
Viel himmelvolle Lieder
In mancher Menſchenbruſt.

Und möchten ſie durchbrechen
Und treten frei ans Licht, —
Doch weiß ſie auszuſprechen
Die arme Sprache nicht.

Und ſollen ſie verſchweben
Verklingen ungekannt
Und keine Bruſt erheben
Als die, die ſie empfand?

Nein, nimmer geht verloren
Was heilig iſt und rein,
Wenn auch im Staub geboren
Der Himmel nennt es ſein.

Der Thau auf Blütenblättern
Der Lilie Schneegewand
Der Vögleins Jubel ſchmettern
Dem Herrn ſind ſie bekannt.

Und wo im Sturm des Lebens
Des Himmels Blüten ſtehn,
Sie blühen nicht vergebens
Der Herr hat ſie geſehn.

Eugenie B.

Dithirambe.

Warum ich kein Lied Dir geſungen? —
Sieh! Wenn der Liebe heilig Sehnen
So ganz die Seele mir erfüllt,
Ein ſüßer Schmerz in heißen Thränen
Wie Perlenthau dem Aug' entquillt
Da greif ich behend in die Saiten
Und hohe, feurige Töne gleiten
Wie keine mich zuvor erfreuten.
Doch gegen die Liebe
Im flammenden Herzen entſprungen,
Sind kalt ſie und ſpurlos
Gleich Worten im Sturme verklungen;
Drum hab ich kein Lied Dir geſungen.
Und ſtrömten ſie hin
Mit ſingendem Klang,

Der Thau auf Blütenblättern
Der Lilie Schneegewand
Der Vögleins Jubel ſchmettern
Dem Herrn ſind ſie bekannt.

Und wo im Sturm des Lebens
Des Himmels Blüten ſtehn,
Sie blühen nicht vergebens
Der Herr hat ſie geſehn.

Eugenie B.

Dithirambe.

Warum ich kein Lied Dir geſungen? —
Sieh! Wenn der Liebe heilig Sehnen
So ganz die Seele mir erfüllt,
Ein ſüßer Schmerz in heißen Thränen
Wie Perlenthau dem Aug' entquillt
Da greif ich behend in die Saiten
Und hohe, feurige Töne gleiten
Wie keine mich zuvor erfreuten.
Doch gegen die Liebe
Im flammenden Herzen entſprungen,
Sind kalt ſie und ſpurlos
Gleich Worten im Sturme verklungen;
Drum hab ich kein Lied Dir geſungen.
Und ſtrömten ſie hin
Mit ſingendem Klang,

Lenz im Winter.

Winter ſteht im Jahresbuche!
Winter, Monat Januar;
Dennoch ſpringen friſch die Quellen,
Und das Bächlein fließt ſo klar!
Und, als lockten ſchöne Sonnen,
Wie dem Süden ſie nur glüh'n,
Drängt die Knospe ſich am Zweige
Aus den Hüllen, um zu blüh'n.
Nackte Zweige, nackten Boden
Deckt der Lenz mit Halm und Blatt,
Ungetreu der alten Ordnung
Treibt die Erde, winterſatt.
Und der Himmel will nicht minder
Eilen mit der Spenden Glück,

Spiegelt von Gebirg und Fluten
Hold ſein mildes Blau zurück.
Wie der Vogel in den Aeſten
Freut ſich nun die Menſchenbruſt,
Staunend fühlt ſie die Verklärung,
Heil'ger Wunder ſich bewußt!
Zaget nur vor Möglichkeiten,
Daß der Lenz, der früherwachte
Neuem Winter müßte weichen,
Neue Trauer uns umnachte. —
Alſo ſteht ein greiſer Sänger,
Froh erſtaunt im Sonnenlicht,
Das aus halberſtorbnem Geiſte
Plötzlich wie durch Wolken bricht;
Sing, der jungen Morgenlerche
Gleich, ein neues, echtes Lied,
Friſch und ſonnig, wie es ſonſt nur
Aus dem Jünglingsbuſen zieht.

Wohl mit Zagen mögt ihr denken
An die Normen der Natur,
Daß vom Zauber ſolcher Blüte,
Leicht verſchwinde jede Spur. —
Mag der Winter wiederkehren
Greiſer Sänger, fürchte nicht
Daß die Lieder drob verderben,
Irdſche Blumen können ſterben,
Ewig lebt ein echt Gedicht.

Franz Fitzinger.

Wohl mit Zagen mögt ihr denken
An die Normen der Natur,
Daß vom Zauber ſolcher Blüte,
Leicht verſchwinde jede Spur. —
Mag der Winter wiederkehren
Greiſer Sänger, fürchte nicht
Daß die Lieder drob verderben,
Irdſche Blumen können ſterben,
Ewig lebt ein echt Gedicht.

Franz Fitzinger.

Bruchstück

aus Kuffner's

„Der Zeitgeist und die Zeitgespenster."

Erſtes Kapitel.

wachen eines Todten. Zauberblick einer italieniſchen Sängerinn. Reiſeluſt.

ner Rumpelkammer der uralten Theater- ›be einer uralten Stadt, welche den voll- nſten Tempel Thaliens, die vollkommenſten rdichter, die vollkommenſten Schauſpieler ſänger, zugleich auch das kunſtſinnigſte r-Publikum zu beſitzen glaubte, lagen e, ziemlich wohl conſervirte Marionetten, beinahe die mittlere Menſchengröße hatten. nter dieſen befand ſich auch ein Harlekin ſonderer Schönheit. Sein ſchlanker Wuchs, ntſcheckige Kleid, das blühend weiß und in der untern Hälfte pechſchwarze Geſicht, neeweiße Hut, und das hölzerne Schwert Hüfte, gaben der Figur ein gar hübſches

Aufsehen, Thätigkeit und Lebhaftigkeit zugleich. Nun wollte aber das Schicksal, daß die Stille der jahrelang verschlossen gewesenen Rumpelkammer und die Ruhe der eben so lange schlummernden Künstler nächtlich unterbrochen werden sollte.

Garnot der Garderobe-Aufseher, brummend über den Eigensinn der Thüre, die, so lange verschlossen, sich der Eröffnung widersetzte. Ihm folgte eine italienische Opernsängerinn, die, obschon über die Mittagszeit hinaus, immer noch schön zu nennen war. Sie verstand es, die reizende Gestalt durch Lebhaftigkeit noch reizender zu machen, wobei ihr das Feuer der Augen und das anmuthige Lächeln, welches den Mund umspielte, einen ganz eigenen Zauber verlieh.

Diese Donna war es, welche nun die Rolle des Schicksals spielte. Sie benöthigte zu ihrem nächsten Auftreten in einer großen Opera seria ein antikes Costüm, fand aber in der ganzen Garderobe keines, das ihr genügte. Endlich gerieth der bedrängte Garderobemeister auf den Gedanken, die schöne Zürnende und Schmähende in die so lange unbenützt gebliebene Rumpel-

kammer zu führen. Allein — kaum eingetreten, ſchwand aller Zorn der ſchreienden Signora. Sie ſchwieg; ſie lächelte, ſie ſtand ohne Bewegung, und ihre Augen ſenkten ſich auf einen einzigen Punkt feſtgebannt; und dieſer einzige Punkt war ein auf dem Boden liegender Harlekin. Vergebens wiederholte der ungeduldige Garderobemeiſter die dringende Bitte, ſich umzuſehen, und etwas auszuwählen. Vergebens! Die Signora ſah und hörte nicht.

Sie vermochte es nicht, ihre Flammenblicke von der vor ihr liegenden bunten Huldgeſtalt wegzuwenden. Ihren Purpurlippen entſchwebten nur die wenigen, leiſe hingehauchten Worte: „O crudelta del Tato! Muß ſein ohne Leben ber, für den allein ich leben wollen? —

Der Garderobmeiſter, deſſen Fragen unbeachtet und unbeantwortet blieben, murmelte in ſich: »Sie iſt verrückt, eingewurzelt, verhext. Bleib, ſo lange Dir's beliebt!«

Er ging fort, ohne daß die Signora es bemerkte, der rauhe Mann würde der guten Signora gewiß nicht gezürnt haben, daß eine

Marionette einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſie machte, wenn er bedacht hätte, wie ſo manche Schöne ſich in ein männliches Automat ohne Geiſt und Herz verwarnt habe! —

Armida ſtand beinahe eine Stunde, ohne ihre Stellung nur im Geringſten zu ändern. Nur ihre Seufzer verriethen, daß ſie keine Wachsfigur, ſondern ein lebendiges Weſen ſei. Dabei entzündet ſich das Feuer ihrer Augen mehr und mehr; die Flammen ihrer Blicke fielen wie glühende Sonnenſtrahlen auf den armen Harlekin. Ich will es dem ahnenden Leſer nicht verhehlen, daß die leidenſchaftliche Primadonna wirklich von der heftigſten Liebe, welche wie der Blitz aus heiterm Himmel in ſie fuhr, entzündet war. Thränen rollten über ihre Wangen, und ſie ſchrie: „o Dio! haſt Du meinen Augen ſo viele forza gegeben, ſo laſſe ſie nun machen ein miracolo! O numi possenti! fate cheiosia in verità una Armida, una Alcina! Meine berühmten Occhi und meine belezza, ſie ſollen das Lebloſe beleben! Per Dio! Eh' dieſes nicht geſchehen, werde ich nicht verlaſſen questa camera

oscura!“ Dieſe, dem lebloſen Gegenſtande der Liebe hingeſprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Harlekins Bruſt hob ſich, wie von der Macht eines Zauberſpruches durchdrungen. Signora Armida hatte dieß kaum bemerkt, als ſie vor ihren Geliebten hinkniete, und die zitternde Hand auf ſein Herz legte, welches in dieſem Augenblicke zu pochen anfing. Signora Armida ſchlug vor Entzücken die Hände über dem Kopf zuſammen, und rief:

»O mein heißgeliebter Arlechino! O mio tesoro! Dein Herz — tanti palpiti! Sie zeigen mir Deine Simpatia! ſie ſagen mir, daß Du theileſt i miei sentimenti, daß Du mir verſteheſt. Ja Du biſt der ſchönſte Mann sulla terra, und ich muß lieben Dich senza fine. Du ſeyn ein berühmter Künſtler; anch'io son pittore. Wir ſind geboren für einander. Ich beſchwöre Dir bei Rossini und Spontini, bei Bellini und Rubini! Erwache! Ich will, ich kann nicht leben senza te! Ich muß, ich werde Dich beleben. L'amore vermag alles. Eh' mir questo nicht gelungen iſt, weichen ich nicht von hier; ſelbſt

die [illegible] soll mir nicht wegblasen von Dir, [illegible] aller Kunstverwandten! Steh mir bei, [illegible], divina poesia d'amore!" —

Armida reizte sich, schob die schwarze Halbkarve auf Harlekins Gesicht seitwärts, und küßte die Augendeckel. Und siehe da — ein neuer unumstößlicher Beweis von der Allmacht der Liebe! Der Geküßte öffnete die geschlossenen Augen. Armida vermochte vor Entzücken weder zu sprechen, noch zu seufzen. Ein Augenduett begann, stumm, aber beredter, als irgend ein jemals gesungenes, und die Gasbeleuchtung der Sehorgane fing ihr wunderbares Spiel an, die Primadonna schaute unverwandt in seine Augen, Harlekin in die ihrigen, und die Strahlen von vier Augen begegneten sich unaufhörlich, wie von Brennspiegeln zurückgeworfen. Nachdem dieser Flammenblick-Scharmützel eine volle Stunde gedauert hatte, erwachte, von der letzten Brandrakette entzündet, das Leben in Harlekins Brust vollkommen, und er rief: „Vaga Bellina! O mia Divina! sprang auf, umarmte die Signora, und Beide schworen sich ewige Liebe.

Ich übergehe die erſten Szenen ihrer leidenſchaftlichen Ausbrüche, da ich es, aufrichtig gegt, nicht vermöchte, ſie würdig zu ſchildern. rmida machte auf den Neubelebten einen ſo igeheuern Eindruck, daß er ſie für eine Zauberin elt, und es gelang ihr nur mit vieler Mühe, ihm beweiſen, daß ſie nur eine natürliche leicht faßhe Zauberin ſei.

Nachdem die Liebenden etwas ruhiger georden waren, fingen ſie an, die Zukunft zu denken. Im Verlaufe der vielen Projekte und äne, wurde unter andern auch beſchloſſen, ſobald möglich eine Kunſtreiſe zu machen, vor Allem er die häßliche Rumpelkammer zu verlaſſen. Es llte ſich den Glücklichen auch kein Hinderniß in n Weg, da der zürnende Garderobemeiſter die hüre zu ſchließen vergeſſen hatte. Sie verließen n Tempel Thaliens, und Armida's erſte Sorge ng nun dahin, für den geliebten Harlekin eine queme und ſichere Unterkunft zu finden.

Zweites Kapitel.

Harlekins Rede.

Ich ſaß an meinem Schreibtiſche und dichtete ein literariſches Märchen, betitelt: Spinette und Salatielo. Als ich im größten Feuer war, ſtörte mich ein lautes Pochen an der verſchloſſenen Thür. Unwillig ſprang ich auf, und öffnete. Eintrat Signora Armida, laut lachend, hinter ihr flog ins Zimmer ein Männlein in buntſcheckiger Jacke, ſprang über den Schreibtiſch und über den Kleiderkaſten, dann über mich ſelbſt voll Uebermuth der Freude.

Armida ſetzte ſich auf das Ruhebett, ſah dem Unweſen mit dem innigſten Vergnügen zu, und ſagte: »Laſſen Sie ihn nur gewähren! Es iſt ſo ſeine Maniera. Der Schalk! daß der Te-

benswürdige Luftſpringer kein Anderer als der berühmte Arlechino ſeye, brauch' ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Nun aber ſogleich zur Sache! —»

Sie erzählte mir nun die wunderbare Begebenheit der Belebung, und ſchilderte die Stärke ihrer Liebe mit echt italieniſcher Farbengluth. Zuletzt kam die Bitte, meine Wohnung mit dem Heißgeliebten zu theilen. Sie bat ſo dringend, ſie ſtellte ſo annehmbare Bedingungen, daß ich der Unwiderſtehlichen willfahren mußte.

Als wir einig waren, wendete ich mich an Harlekin, um ihn feierlich zu begrüßen, wo nicht gar eine förmliche Rede an ihn zu halten; allein der Pantomimen-Held hieß mich ſchweigen und ſagte: »Stille mein Freund! Ich, der auf Befehl des Schickſals und nach den Geſetzen der Natur ſo lange ſtumm war, ich will das Verſäumte nun einholen, will reden ohne Aufhören, und ſo lange ich rede, darf kein Anderer reden.»

Ich nickte bejahend, und Harlekin fuhr fort: »Als närriſches Fantaſieweſen, als heiterer Kum-

pan, und als luſtige Perſon, bekannt durch Schelmerei und Pfiffigkeit, worüber nur ein Hipochondriſt oder ein Pedant ſich ärgern kann, erſcheine ich an der Hand der Schönheit mit der Bitte, daß Du Deine Wohnung mit mir theilen ſollſt. Zugleich erwähle ich Dich, weil Du, wie meine Göttin ſagt, ein Dichter biſt, als Gefährten zu der Kunſtreiſe, welche ich mit dieſer weltberühmten Primadonna zu unternehmen gedenke. Geſelle Dich zu uns! Es wird Dich nicht reuen, denn Du wirſt dabei angenehm leben und obendrein Manches kennen lernen. Wir gedenken Kunſt- und Luſtreiſen zu machen auf, unter und über der Erde. Mein Wahlſpruch heißt: „Je toller, je beßer!“ Bei meiner weltberühmten, buntſcheckigen Leichtfertigkeit und liebenswürdigen Etourderie wirſt Du wohl einſehen, daß ich eigentlich das Symbol des Menſchen bin, der aus Stärke und Schwäche, aus Vorzügen und Nachtheilen, aus Tugenden und Untugenden von allen Farben und Formen zuſammengeſetzt iſt, wie meine vielfarbige, halb lichte, halb dunkle Jacke. Auch bin

ch, wie die meiſten Menſchen, gewöhnlich halb verkarvt; dagegen aber ſind die meiſten Menſchen noch leichtſinniger und inkonſequenter als ich. Willſt Du unſer Reiſegefährte und zugleich auch Reiſebeſchreiber ſein, ſo werde ich, wo Du es wünſcheſt, und um Dich nie zu compromitiren, ein ſtrenges Inkognito beobachten. Nebſt uns dreien gedenke ich noch eine zahlreiche und ſehr intereſſante Reiſegeſellſchaft, mit Bewilligung meiner reizenden Gebietherin, zu engagiren, wofür Du armer, mit ſich und mit der Welt zerfallener Hipochonder mir gewiß ſehr dankbar ſein wirſt, weil ſie Dich ſehr erheitern wird, vorausgeſetzt, daß in Deinem Innern ein anzufachender Brennſtoff noch verborgen liegt. Sämmtliche Mitglieder dieſer humoriſtiſchen, mit unter etwas fantaſtiſchen Reiſegeſellſchaft werden, ſo wie ich, des Anſtandes wegen, ein ſtrenges Inkognito und Dekorum beobachten. Sei überzeugt, daß wir überall die ſeltſamſten und wunderbarſten Ereigniſſe erleben oder nicht erleben werden! Nun zeige mir den Salon, den ich bei Dir bewohnen ſoll?"

Ich bemerkte dem Gaſte, daß das Zimmer, welches ich ihm überlaſſen könne, eben nicht ſehr geräumig ſeye, mithin nicht wohl ein Salon.

»Groß oder klein!« — rief er — Salon bleibt und heißt es auf jeden Fall. So will es der Geiſt der Zeit.«

Ich öffnete das Nebenzimmer; es wurde für annehmbar erklärt. Mit beſonderm Wohlgefallen ſah man, daß es einen ſeparaten Eingang habe. Die Signora nahm zärtlichen Abſchied und entfernte ſich.

Drittes Kapitel.

Fantaſtiſche Soirée.

ls Harlekin mit mir allein war, bat er mich
f eine liebenswürdig zudringliche Weiſe, einer
inen Soirée in ſeinem ſogenannten Salon
zuwohnen, wo er die Ehre haben werde, die
tereſſante Reiſegeſellſchaft, ſeine alten portiſchen
eunde mir vorzuſtellen.

»Man muß in der Wahl ſeiner Freunde
r vorſichtig ſein,« — ſagte er lächelnd — »an
n Erprobten aber feſthalten.«

Er wußte mich bald für ſich ſo einzuneh-
en, daß ich dem Schalk nicht nur meine Ge-
nwart für die morgige Soirée zuſagte, ſondern
m ſogar mein Ehrenwort gab, die Reiſe auf,
nter und über der Erde als Reiſegefährte und

als Reiſebeſchreiber mitzumachen. Mit Tagesanbruch wurde es in Harlekins Salon ſehr unruhig. Das Hämmern, Klopfen, Schlagen, Stoßen und Schieben, dabei das Reden und Schreien vieler Menſchen, dauerte den ganzen Vormittag. Erſt am Abend öffnete Harlekin die bis dahin geſchloſſene Thüre.

Als ich in den mit verſchiedenen Theaterdekorationen verzierten und mit vielfarbigen Glaskugeln beleuchteten Salon trat, flog mir Harlekin in einem transparenten, buntſcheckigen Galakleide entgegen. Er zeigte mir alle die ſchönen Dinge, und ſchloß die Schau mit den Worten: »So oft ein neuer Gaſt eintritt, wird jedesmal ein bengaliſches Feuer von anderer Farbe aufflammen. Dieß könnte Dich vielleicht daran erinnern, daß eben ſo auch im täglichen Leben jeder Menſch in einem eigenen, bald günſtigen, bald ungünſtigem Lichte erſcheint, ohne daß wir beſtimmt anzugeben wiſſen, warum er uns eben in dieſem und nicht in einem andern Lichte erſcheint. Die Urſache liegt vermuthlich darin,

ß ſelbſt der beſte Menſch — mehr oder minder
n Launen und Stimmungen beherrſcht wird,
lche dann der lebenden ſo wie der lebloſen
atur die Färbung geben. Wie ganz anders
ht derſelbe Menſch und dieſelbe Gegend in
ſer oder jener Beleuchtung aus!"

Ich dachte mir: Für einen Harlekin nicht übel!

Viertes Kapitel.

Stis, Mond und Pagat.

Der erſte Gaſt trat ein, nachdem kurz vorher die Signora Armida gekommen war; er ſchien mir bekannt zu ſein. Er war gekleidet wie ein Hofnarr des Mittelalters. Auf dem Kopfe trug er eine mit Schellen beſetzte Kappe, um den Hals einen breiten, hohen Kragen; in der rechten Hand einen Stab, an dem ein kleiner Narrenkopf, der ſeinem eigenen gleich ſah, befeſtigt war. Sein Geſicht zeigte eine ſeltſame Miſchung von Ernſt und Scherz, Würde und Schalkheit, Klugheit und Narrheit. Er ſchien eine derbe, kräftige Natur zu ſein, ein Weſen, welches tüchtig drein ſchlagen konnte, dabei aber doch immer

zum Ausweichen geneigt, daher er gerne das Wort: „Excusez!“ im Munde führt, und wenn's irgendwo nicht recht geheuer iſt, ſich zurückzuziehen oder zu ſkiſiren pflegt. Wer ſich aber darauf verſteht, ausweichende Antworten zu geben, und im Konflikt der Verhältniſſe geſchickt auszubeugen, der wird nicht leicht den Kürzern ziehen.

Unſer erſter Salongaſt hatte ſich, als das im Mittelalter berühmte und wichtige Amt der Hofnarren aufhörte, aus der großen Welt ſkiſirt. Er ging darauf unter die Tarrok-Karten wurde bald Kommandirender und mit dem Namen Skis belegt, welcher von Einigen als Spottname, von Andern als Ehrentitel erklärt wird. Welche von Beiden recht haben, iſt ſchwer zu entſcheiden, denn wenn es auch leicht iſt, das Recht zu erkennen, ſo bleibt es ſehr oft eine ſchwierige Sache, zu beſtimmen, auf welcher Seite das Recht ſteht, wo zwei Parteien es anſprechen.

Während Skis mit großer Aufmerkſamkeit die auf einem Spieltiſche liegenden Tarrok-

karten beſah und belächelte, flüſterte Harlekin mir ins Ohr: »Er trägt nicht immer, ſo wie heute, das Hofnarren-Koſtume. Als Freund der Veränderung erſcheint er auch wie ſein Porträt auf den Tarrokkarten beweist, manchmal, wenn er gut gelaunt iſt, als italieniſcher Wurſtkrämmer, denn er meint, es wäre nicht klug, als öffentliche Perſon vor den Augen der Welt ſtets in der nämlichen Perſon zu erſcheinen. Wer ſein Glück machen wolle, müſſe wie ein Chamäleon die Farben zu wechſeln wiſſen.—«

Harlekin hatte kaum geendet, als ein langer hagerer Mann, ſpindelbeinig, mit eingefallenen Wangen, vorſtehenden Knochen, tiefliegenden, hohlen Augen in das Zimmer trat. Er gemahnte mich an Hoffmann's Signora Formica. Seine Kleidung beſtand aus einer purpurrothen Jacke mit eng anliegenden langen Aermeln, einem lichtblauen, kurzen Beinkleide, roſenfarbenen Strümpfen und weißen Schuhen. An der linken Hüfte ſtack ein ſehr kurzer, dünner Degen in einer Scheide von Porzellan. In der geſtikulirenden rechten Hand hielt er den, mit einer

gelben Schwungfeder geſchmückten runden Hut; mit der Linken führte er einen luſtigen hübſchen Knaben, deſſen ungeheuere Lebhaftigkeit ihn keine Schritte, ſondern nur Sprung auf Sprung machen ließ, während deſſen der alte Herr ſich in zahlloſen groteskkomiſchen Verbeugungen nnd Kratzfüßen erſchöpfte.

Vater und Sohn ſprachen immer zugleich, ſo viel und ſo laut, und ſo ſchnell, daß ich von Allem, was ſie ſagten, kaum hier und da ein Wort verſtehen konnte. Harlekin berichtete mir endlich, der alte Herr, der ſich jetzt Signora Formica nenne, ſei der Pagat auf den alten Tarrokkarten geweſen; das luſtige Knäblein habe aber in den neuern die Stelle ſeines Vaters erhalten.

Harlekin ſchloß mit den Worten: »Da der alte Herr, ſeit man ihn aus dem Tarrokſpiel verdrängt hat, ſehr ſchmal und kümmerlich lebt, ſo nehme ich den jungen Pagat, dieſes Spitzbübchen, an Kindesſtatt an, und erlaube ihm, ſich meiner Kleidung zu bedienen. Du haſt aber keinen Begriff, wie grenzenlos leichtſinnig der

Schelm ſtets war und ſtets bleiben wird, daher ihm ſeine Feinde häufige Stiche verſetzen.“ —

Indem ich mir den poſſirlichen Knaben beſah, traf plötzlich ein ſilberartiger blaßer Schimmer meine Augen.

Ich wendete mich nach der Seite, woher das Licht kam, und — ſiehe da! vor mir ſtand ein Mann von edler Geſtalt, mit leuchtenden Angeſicht, in dem ſich, ungeachtet einer Art von Verklärung, dennoch unverkennbare Spuren von Melancholie und Schwärmerei zeigten; ſie ſchienen aber von ſehr wandelbarer und veränderlicher Natur zu ſein, denn die Geſichtszüge und Mienen wechſelten manchmal ſo ſchnell, daß das Antlitz bald jugendlich, bald greiſenhaft, bald vollwang, bald mager, bald heiter, bald traurig zu ſein ſchien.

Harlekin ſtellte mir dieſes myſtiſche Weſen als Mond vor, den es unendlich ſchmerzte und ärgerte, daß einige Völker ihn zum männlichen, andere zum weiblichen Geſchlechte zu zählen beliebten. Noch mehr verdroß es ihn aber, daß die Dichter und die Verliebten ihn ſo abſcheulich

quälten und mißhandelten. Er verließ daher in einem Anfalle von Raſerei und Verzweiflung den Himmel, und ging unter die Tarokkarten, wo er zwar im Kampfſpiele von Skis manchen Stich bekommt, aber auch Andern manchen Stich verſetzt. Er pflegt in Geſellſchaft nie vorlaut zu ſein, und weiß eine Art von Muth mit einiger Schlichternheit auf eine komiſche Weiſe zu verbinden.

Sonnenſtäubchen.

Von J. Seppert.

Sinnend an des Fenſters Glätte
Stand ich einſt mit trübem Sinn
Als der Glanz der Morgenröthe
Meine ſtille Schlummerſtätte
Purpurſtrahlend überſchien.

Und umfloßen von dem Glanze
Ihrer Göttermajeſtät,
Lauſcht' ich dem Atomentanze,
Der im goldnen Strahlenkranze
Sich hinauf zum Himmel dreh't.

Und ich ſah die Stäubchen ſchweben,
Lichte Punkte winzig klein,

Sah ſie vor dem Glanz erbeben;
Dennoch immer höher ſtreben,
Badend ſich im Sonnenſchein.

Sieh! da kam auf leichten Wogen
Eines Lüftchens Hauch daher,
Und das Stäubchen — war verflogen,
Lüftchen hat's mit fortgezogen,
Und das Stäubchen iſt nicht mehr. —

So der Menſch! Umglänzt von Schimmer
Träumt er nur von Glanz und Pracht;
Doch ein Lufthauch — und auf immer
Tauſcht er den erborgten Flimmer
Mit der ſterneloſen Nacht. —

Die Flecken.

Von J. F. Caſtelli.

Im Ambraduftenden prächtigen Saal
Saß der Calife beim feſtlichen Mahl.

Er trug ein neues, koſtbares Kleid
Mit Perlen beſetzet, von blauer Seid'

Die Höflinge alle, die ſaßen beim Schmaus
Die brachen in laute Bewunderung aus.

Man fand, es paſſe das Himmelblau
Zur himmliſchen Güte des Sultans genau.

Mit friſchen Speiſen ein Sklave erſchien
Und hielt eine Schüſſel dem Sultan hin.

Und da er ganz ſchief die Richtung ihr gab,
So fiel von der Brühe ein Tropfen herab.

Und fiel gerad' auf des Herrſchers Kleid
Der kaum es bemerkt, als er wüthend ſchreit,

»Das ſollſt Du büßen, du elender Hund!
»Führt fort ihn, und haut ihm die Fußſohlen wund!«

Der Cadi trat ihn zu ergreifen heran,
Doch eh' er dazu noch die Zeit gewann,

Goß ſchon der Sklave, ſtatt das er bereut
Die ganze Brüh' auf des Sultans Kleid.

Ob ſolcher Frevelthat herrſchet ringsum
Erbittrung und Staunen und Alles ſtand ſtumm.

Bis endlich der Sultan Befehl erließ:
»Erwürgt ihn und ſteckt ſeinen Kopf an den Spieß!«

Da fiel der Sklav' auf die Kniee! und ſprach:
»Die Straf' iſt verdient, doch ſtrebt' ich darnach,

»Als mir ein Tropfen entfiel auf Dein Kleid
»War's nur ein Verſehen, das gern man verzeiht,

»Du wollteſt zu ſtrenge mich ſtrafen dafür,
»Drum wollt' ich die Strafe verdienen von Dir
»Viel Flecken mag haben Dein königlich Kleid,
»Doch keinen Deine Gerechtigkeit.

Der Sultan ſprach lächelnd: »Das Kleid iſt Dein
Das du beſchmutzt, daß dein Herr bleibe rein.

Das Krankenfeſt.

Von Aloiſ Kampas.

Da liegen ſie alle die Armen
An Schmerz und Kummer ſo reich,
Und doch durch fremdes Erbarmen
Im Unglück glücklich zugleich.

Sie hätten hilflos, verlaſſen,
Wenn nicht dieß Haus ſie vereint,
Vielleicht auf offenen Straßen
Die letzte Thräne geweint.

*) Bei Gelegenheit der erfreulichen Geneſung Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Carl s höchſten Protektors des Bezirkskrankenhauſes auf r Wieden.

So aber ſind ſie geborgen,
Und ruh'n unter ſchützendem Dach,
Ein Fürſt übernimmt ihre Sorgen
Und lindert ihr ſchmerzliches Weh.

Ein Prinz von Oeſt'reichs Stamme,
Des Kaiſerhauſes werth,
Franz Carl iſt ſein Name,
Geliebt und hochgeehrt.

Doch ach! Die Säule ſchwanket,
Die das Gebäude trägt: —
Er ſelber iſt erkranket,
Der and're Kranke pflegt. —

Da hört man ſie weinen und klagen,
Nicht über den eigenen Schmerz,
Nein, weil die Schmerzen benagen
Sein edles Vaterherz. —

Doch in der Leiden Verkettung
Hat Gott ſich gnädig bewährt,
Des Prinzen Lebensrettung
Als Krankentroſt gewährt. —

Da jubelt's in den Hallen
Wo ſonſt nur Schmerz gewohnt,
Es iſt ja der Retter von Allen
Gerettet und verſchont. —

Und die nicht jauchzen können,
Zu hart von Leid gepreßt, —
Die feiern mit Freudenthränen
Ein ſtilles Krankenfeſt. —

Die Entſtehung des öſterreichiſchen Volksliedes.

(Erinnerung an den 12. Februar 1797.)

Von J. Gab. Seidl.

Schwere Wetterwolken zogen
Ueber unſere Fluren hin;
Doch, ein Fels im Sturm der Wogen,
Stand der Völker treuer Sinn;
Und ſo kam's, daß jede Prüfung
Feſter, inniger nur band
Oeſterreichs Land an ſeinen Kaiſer,
Oeſterreichs Kaiſer an ſein Land.

Was der Feind nicht möglich dachte,
Raſch geſchehen war's mit Luſt:

Eine Nation erwachte,
Ihres guten Rechts bewußt.
Ausgegangen aus dem Herzen
War ein mächtig Aufgebot,
Alles griff nach Wehr und Waffe,
Sieg begehrend oder Tod.

Und in jenen ernſten Tagen
Kam der zwölfte Februar; —
Oeſterreicher, könnt ihr fragen,
Welch ein Tag er ſtets euch war?
Jener Tag, der Franz, den Kaiſer,
Euch, und einer Welt geſchenkt! —
Doch ihr ſahet ſeine Seele
Damals traurig und gekränkt.

Und der Drang, ſich euch zu zeigen,
Lockt ihn in ſein Schauſpielhaus;

Und ein feierliches Schweigen
Goß erwartungsvoll ſich aus.
Plötzlich dröhnten Paukenwirbel,
Drein erſcholl Trompetenklang,
Dann verſchmolz es leiſ' in neuen,
Früher nie gehörten Sang:

„Gott erhalte Franz den Kaiſer,
„Unſern guten Kaiſer Franz;
„Ihm erblühen Lorbeerreiſer,
„Wo er geht zum Ehrenkranz!"
Neue Worte, neue Klänge,
Doch ſo öſterreichiſch ganz:
Ja, das war es, was ſie fühlten,
Für den guten Kaiſer Franz.

Wie das greift, wie das bemeiſtert!
Wer im Leben nie noch ſang,

Wahrlich, damals fand begeiſtert
Er gewiß den rechten Klang. —
Und des Kaiſers Auge glänzte,
Weinend bog er weit ſich vor,
Ganz die Vaterſeele tauchend
In der Kinder Jubelchor.

Ja, das Lied, es hat gegründet,
Hat gewurzelt, wie noch kein's
Und unlösbar ſich verbündet,
Mit den Faſern unſ'res Seyns;
Wie's am ſpäten Grabesrande
Ihm noch ſang der Engel Chor,
Tönt es noch in gleichen Weiſen
Zu des Sohnes Thron empor.

Wie's das erſte Mal erklungen,
Wird es klingen fort und fort,

In die Herzen sich verschlungen,
Unser Völker Losungswort;
Was dem Kaiser gegenüber,
Spricht des Oesterreichers Mund,
Höher, als sein „Gott erhalte!“
Thut es keine Sprache kund.

Oesterreichisches Soldatenlied.

Von Joh. N. Vogl.

An der Donau Silberband,
Trefft Ihr unser Heimatland,
Rebenhügel, gold'ne Felder,
Reich begränzt durch duft'ge Wälder,
Und darin zu aller Zeit,
Biedersinn und Fröhlichkeit.

Theure Heimat, die uns fern
Leuchtest als ein heller Stern,
Uns're wärmsten Liebesgrüße
Nimm von uns, Du heilig süße,
Luft'ge Bothen, sturmbewegt,
Die zu Dir die Sehnsucht trägt.

Gern für Dich und Deine Huth
Geben wir das wärmſte Blut,
Stehen in der Feldſchlacht Wettern
Furchtlos, wenn Kartätſchen ſchmettern
Und ein jeder Schuß und Streich,
Jauchzt ſodann: Für Oeſterreich!

Schön wohl iſt es, wem das Loos:
Auszuruh'n im Mutterſchooß.
Aber ſchön auch iſt's, im Sterben
Sich den Lorbeer zu erwerben
Und zu fallen durch das Schwert,
Fern von Dir, doch Deiner werth.

Die Wunder des Gebetes.

Wahre Begebenheit.

Von

Emanuel Straube.

Martin erhob ſich von der Ofenbank, auf
elcher er in anſcheinendem Halbſchlafe geſeſſen
tte, und trat gegen ſein Weib vor, das auf
nem Schämel in der Fenſterbrüſtung kauerte,
re verweinten Augen mit der Schürze bede-
nd. Verwundert ſah ſie, daß er die Finger
f den Mund legte, und richtete neugierig den
berleib auf, gleichſam um ſich der bevorſte-
nden geheimnißvollen Mittheilung zu nähern,
elche der Gatte, wie es ſchien, zu machen be-
ſichtigte.

»Uns bleibt nichts Anderes übrig,« flüſterte
r Mann, in deſſen Antlitze die unheimliche
öthe eines ſich abgewonnenen böſen Entſchluſſes
ufleuchtete, »wie viel ich auch ſinnen und grü-
ln mag, es iſt das einzige Mittel zu un-
rer Rettung! — Haſt Du,« — fuhr er, die

Stimme noch tiefer herabdrückend, fort, »haſt Du die ſchwere Geldkatze bemerkt, die der Fremde welchen wir beherbergen, um den Leib trägt? — haſt Du nicht? — mir ſtach ſie gleich in die Augen und ihr Bild verließ mich auch ſeitdem gar nicht wieder. — Wir müſſen ihn — —«

»Doch nicht — erſchlagen, Mann?« rief Sybille, bis in die Lippen erblaßend, und am ganzen Leibe zitternd, denn die Pantomime Martins zu jenen Worten, ließ keinen Zweifel zu, — »Martin, Martin, halte Deine Gedanken rein vom Blute, wenn es Dir wohlergehen ſoll im Himmel und auf Erden!«

»Wohlergehen,« erwiederte der Erhitzte mit wildem Grinſen, indem er ſeine Leidensgefährtin heftig auf den Schämel niederſchob, und ihr drohende Zeichen des Schweigens machte, »nennſt Du das Wohlergehen, wenn man ſieben Tage in der Woche nicht hat, um ſich ſatt zu eſſen, wenn man keinen eigenen Stein beſitzt, um ſein Haupt darauf zu legen, wenn man ſo gut als ſicher iſt, am nächſten Morgen von den Schergen auf die Straße geſtoßen und mit Weib und

Kind in's Verderben gejagt zu werden? — Es mag im Himmel recht ſchön ſein, aber der Weg dahin iſt ſo beſchwerlich zu gehen, daß Tauſende ſtolpern und fallen, und ich werde ſicher nicht der Letzte bleiben, welchen dieß widerfährt!"

»Unglücklicher," ſtöhnte das geängſtete Weib, »was für ruchloſe Geſinnungen ſind dieß! — Willſt Du in einer vierſpännigen Kutſche gen Himmel fahren, mit Jäger und Vorreiter und goldbordirten Hayducken um Dich her? — Ich bin eine Waiſe, ſeit ich denke, das Leben hat mich herumgeworfen, durch Noth und Elend, zu Trübſal und Jammer; keine Seele kümmerte ſich darum, mich das Wort des Erlöſers oder andere nützliche Kenntniſſe zu lehren, ich wuchs auf, wie das grüne Holz im Walde, daß es eine Schande iſt, davon zu reden; allein dennoch . . . . "

»Ging mir um kein Haar beßer," warf Martin grollend hin.

»Allein dennoch," fuhr Sybille fort, »dennoch weiß ich, daß vergoſſenes Blut zum Himmel um Rache ſchreit, und daß ein Gebot

heißt: „Du sollst nicht tödten!“ — Der Reisende, auf welchen Du es abgesehen hast, kam todesmatt und erschöpft an unsere Thüre, und konnte die müden Glieder nicht mehr weiter tragen; mitleidig bot ich ihm an, bei uns einzutreten, und werde es daher nimmer zugeben, daß ihm ein Leides wiederfährt. Zudem, da er reich ist, wird er den Liebesdienst nicht umsonst verlangen, und die paar Groschen, welche er freiwillig gibt, werden Dir besser gedeihen, als Blutgeld, welches Du seiner Leiche abnimmst!“

„Daß ich ein Narr wäre, mich mit Groschen zu begnügen, wo ich vielleicht so viele Gulden kriegen kann, als ich mein Lebtage nicht beisammen gesehen, geschweige besessen habe! — Es nützt Dich nichts, Weib, — der Wanderer muß heute Nacht expedirt werden, und uns zu seinen Erben einsetzen! — Gleich als ich ihn eintreten sah, stieg mir unwillkührlich dieser Gedanke auf, mag ihn mir nun der Teufel oder wer immer eingehaucht haben, und ich — ich will ihn ausführen um jeden Preis!“

»Um des Heilandswillen, Mann, bedenke doch nur! Man hat ihn vielleicht über unſere Schwelle gehen geſehen; man wird ihn vermiſſen — — —«

»Paperlapap; keine Seele hat ihn erblickt, darauf verlaß Dich; hier an der Linie der äußerſten Vorſtadt iſt's ja einſam wie im Grab; — und wenn er Verwandte oder Bekannte hätte, die ihn vermiſſen könnten, wäre er gewiß nicht bei uns untergeſtanden, ſondern hätte ſich bis zu ihnen geſchleppt, ſo gut es gegangen wäre. Am Ende iſt's ein ſchmutziger Filz, dem um's Fuhrlohn und um die Zehrung im Gaſthauſe leid geſchah, und ich thue vielleicht ein gutes Werk, wenn ich die Welt von einem ſolchen Wichte befreie!«

»Das geifert der böſe Feind aus Dir, Martin, der böſe Feind, welcher alleweil umhergeht wie ein hungeriger Löwe, und ſucht, wen er zerreiße! — Gib der Verſuchung nicht nach, denn der zahlende Tag bleibt für keinen Sünder aus, und lieber will ich mit meinem

Kinde verhungern, als daß ich Dich vielleicht unterm Galgen eingeſcharrt wiſſen müßte!"

»Weib, wenn Du mich toll machſt, ſo ſchlage ich zuerſt Dich vor den Kopf, daß Du das Aufſtehen vergießt, und dann gebe ich dem fremden Landſtreicher dennoch den Fang! — Es iſt umſonſt, daß Du Deine Lunge und meine Geduld plagſt. Morgen wirft uns der Hausherr auf die Gaſſe, weil wir den Zins ſchon ſo lange ſchuldig ſind, und dann können wir alle Drei uns was Warmes von der Sonne in den Magen ſcheinen laſſen, oder verhungern, ſobald es uns gefällt, — hin iſt hin, und ob ich nun im Elend verderbe, oder an dem Holz des Fluches baumle, gilt mir einerlei! — Fort da alſo, — der Burſche mit dem feiſten Geldſacke muß heute noch———«

Damit ſtieß er ſein Weib von ſich, griff nach der Axt, welche im Winkel lehnte, und trat gegen die Kammer vor, Sybille warf ſich ihm in den Weg, und umklammerte ſeine Kniee.

»Ich laſſe Dich nicht, Martin,« ſtöhnte ſie, »ich laß' Dich die Unthat nicht vollziehen; eher magſt Du mich ſelbſt erwürgen! Ich ſchreie, daß der Fremde aufwacht, ich wecke Dein Kind aus dem Schlafe, daß es die Händchen zuſammenlegt und mit ſeinem Weinen den Satan überſchreit, der in Dir ſein Weſen treibt — ich — — —

In der Kammer regte es ſich und ein Rauſchen an der Thüre ließ bezweifeln, ob der Beherbergte im Schlafe daran geſtoßen, oder die düſtere Zwieſprache belauſcht habe und ſich zur Vertheidigung bereite.

Martiin ſtarrte, bleich wie ein Geſpenſt, nach der Thüre, eine Fauſt umklammerte das Mordinſtrument feſter, und ſeine Augen rollten fürchterlich. Sybille zitterte wie eine Fieberkranke, und ihr Blick ſchweifte zwiſchen dem aufgereizten Manne und der Kammerthüre ängſtlich hin und her, ihren Lippen ſchien ſich ein brünſtiges, verzweifeltes Gebet zu entringen.

Kinde verhungern, als daß ich Dich vielleicht unterm Galgen eingeſcharrt wiſſen müßte!"

»Weib, wenn Du mich toll machſt, ſo ſchlage ich zuerſt Dich vor den Kopf, daß Du das Aufſtehen vergießt, und dann gebe ich dem fremden Landſtreicher dennoch den Fang! — Es iſt umſonſt, daß Du Deine Lunge und meine Geduld plagſt. Morgen wirft uns der Hausherr auf die Gaſſe, weil wir den Zins ſchon ſo lange ſchuldig ſind, und dann können wir alle Drei uns was Warmes von der Sonne in den Magen ſcheinen laſſen, oder verhungern, ſobald es uns gefällt, — hin iſt hin, und ob ich nun im Elend verderbe, oder an dem Holz des Fluches baumle, gilt mir einerlei! — Fort da alſo, — der Burſche mit dem feiſten Geldſacke muß heute noch———»

Damit ſtieß er ſein Weib von ſich, griff nach der Axt, welche im Winkel lehnte, und trat gegen die Kammer vor, Sybille warf ſich ihm in den Weg, und umklammerte ſeine Kniee.

»Ich laſſe Dich nicht, Martin,« ſtöhnte ſie, »ich laß' Dich die Unthat nicht vollziehen; eher magſt Du mich ſelbſt erwürgen! Ich ſchreie, daß der Fremde aufwacht, ich wecke Dein Kind aus dem Schlafe, daß es die Händchen zuſammenlegt und mit ſeinem Weinen den Satan überſchreit, der in Dir ſein Weſen treibt — ich — — —

In der Kammer regte es ſich und ein Rauſchen an der Thüre ließ bezweifeln, ob der Beherbergte im Schlafe daran geſtoßen, oder die düſtere Zwieſprache belauſcht habe und ſich zur Vertheidigung bereite.

Martin ſtarrte, bleich wie ein Geſpenſt, nach der Thüre, eine Fauſt umklammerte das Mordinſtrument feſter, und ſeine Augen rollten fürchterlich. Sybille zitterte wie eine Fieberkranke, und ihr Blick ſchweifte zwiſchen dem aufgereizten Manne und der Kammerthüre ängſtlich hin und her, ihren Lippen ſchien ſich ein brünſtiges, verzweifeltes Gebet zu entringen.

»Es iſt nichts,« flüſterte Martin, als er hinter der Thüre wieder ganz ſtille geworden war, »er ſchläft, und hat keine Ahnung von dem, was vorgeht. Schon fürchtete ich, daß es nicht ohne Lärm ablaufen würde; aber Gottlob, es iſt nichts!«

«Gottlob, ſagſt Du, Gottvergeſſener Mann?« fiel ihm das Weib in die Rede, »brennt Dir das Wort nicht die Kehle entzwei, da Du es ausſprichſt zu ſolch einer verruchten That? Gottlob unterſtehſt Du Dich zu ſagen, wenn Du einen Menſchen meuchleriſch an's Leben willſt? — Gottlob iſt der Ruf, mit welchem die Cherubim und Seraphim die Herrlichkeit des Schöpfers preiſen, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unſerem Haupt fällt, und Du fürchteſt Dich nicht des Frevels, Gott zu loben, wenn er ſeine Donner nicht auf Dein Dach fallen läßt, unter welchem Du einen Brudermord, einen Mord an Deinesgleichen, an einem Ebenbilde Gottes, begehen willſt? — Wahrlich, wahrlich ſage ich Dir —«

»Still, unſinniges Weib!« knirſchte Martin, indem er ſeine Ehehälfte an der Gurgel faßte, ſie zuſammenpreßte, daß ſie keinen Laut hervorbrachte, und ſie dann achtlos in einen Winkel ſchleuderte, »bis zur Stunde,« murmelte er für ſich hin, »bis zu dieſem Augenblicke hab' ich mein Gewiſſen bewahrt vor böſem Wandel; Jahrelang erduldete ich Noth und Elend und ergab mich drein, in der Hoffnung, daß es doch einmal beßer werden müſſe; — ich ſchwöre auch daß dieß Verbrechen das einzige ſein ſoll, und daß ich Weib und Kind hegen und pflegen will als ein rechtſchaffener Mann, und mir gar nichts vergönnen will, als des Leibes Nahrung, und daß ich bethen und Meſſen ſtiften will für die arme Seele — nur Schande will ich nicht erleben, nur mein Kind ſoll mir nicht im Elend verderben, das arme Würmchen, für das ich zu ſorgen ſchuldig bin, — und darum muß es ſein, ich kann mir nicht anders helfen! —«

Gewaltſam raffte er ſich auf, und ſchlich gegen die Kammer, leiſe, halb taumelnd, vor; die blinkende Axt in ſeiner Rechten warf den

Strahl der Nachtlampe umheimlich durch die Stube, wie ein Irrwisch, welcher den rathlosen Wanderer in einen Pfuhl verlocken will. Sybille stöhnte schmerzlich.

Martin mußte am Bettchen seines Töchterleins vorüber. Da lag die Kleine, von Rosen die Wangen überhaucht, unschuldiglächelnd, als surrte ihm die Friedenstaube liebliche Träume durch's Ohr in die Seele. Sorgloses Vertrauen lag in der ganzen, zarten Gestalt, über welche der Geist des Bösen keine Gewalt hatte.

Der Vater warf einen kummervollen, aber zärtlichen Blick auf die Kleine, als wollte er sagen: Für Dich! dann wendete er sein Gesicht hinweg, preßte die Art fester, und beugte sich gegen die Thüre der Kammer vor.

Schon streckte er die Hand nach der Klinke aus, um zu öffnen; da seufzte Märtchen im Schlafe tief, legte sich auf die andere Seite, dem Vater zugekehrt, that die Lippen auseinander und lispelte andächtig:

»Vater unser, der Du bist im Himmel!«

Martin drehte ſich unwillkührlich zurück und horchte hoch auf; Sybille aber hob den Leib von der Erde empor, und faltete die Hände.

»Geheiliget werde Dein Name!« fuhr das Kind fort, — »Zukomme uns Dein Reich! — Dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden!«

Martin rückte ſein Käppchen, ſtellte die Axt an die Wand, und ließ Kopf und Arme ſchlaff herabſinken; ſein Weib aber bewegte die Lippen, als ſpräche es der Kleinen das Gebeth des Herrn nach.

»Gib uns heut unſer tägliches Brod!« lallte Märtchen weiter, die Eltern ſchauten flehend zum Himmel empor, und erweiterten im Geiſte die Bitte für alle Tage ihres Lebens.

»Und vergib uns unſere Schuld, als auch wir vrrgeben unſeren Schuldigern!« tönte es wieder von den Lippen des Kindes.

Martin ſchlug ſich an die Bruſt, ſeine Haare ſträubten ſich ihm auf dem Scheitel.

»Führe uns nicht in Verſuchung!« flehte die Kleine innig; der Vater kniete neben ſeinem

Weibe an das Bettchen und legte die Hände zerknirſcht in einander.

»Sondern erlöſe uns von dem Uebel!«

»Amen! Amen!« beſchloßen Martin und Sybille, das Gebeth, während ihnen dicke Tropfen über die gefurchten Wangen herabrollten. Märtchen aber lächelte ſelig aus ſeinen ſchlummernden Zügen und der kräuſelnde Athem ſtieg aus der kleinen Bruſt wie ein heiliges Rauchopfer empor.

»Schauerliche Grabesſtille lag über der Hütte.

»Der Herr hat geſprochen durch den Mund des Kindes,« begann Martin nach einer Weile kleinlaut, »ich will nicht ſündigen, da er mich eines Wunders würdigte; ſondern will mich beſtreben, mein Kreuz zu tragen, wie bisher; haben wir doch einen Engel um uns, der uns beſchützen wird! — Aber woher hat nur die Kleine das ſchöne Gebeth? — Ich wußte es nicht, daß ſie bethen kann, und Du haſt es ſie wohl auch ſchwerlich gelehrt, da wir alle Zwei wenig mehr wiſſen als das Thier im Walde!«

»Ach, es war mir die Wiſſenſchaft zu bethen,« weinte Sybille, »längſt verloren gegangen unter ſchwerer Arbeit um Taglohn, unter Mühſal und Plackerei jeder Art; wie hätt' ich es dem Kinde beibringen können, daß es ſich mit Gott beſpräche, wofür ich ſelbſt keinen Ausdruck beſaß! — Aber es fiel mir gleich bei den erſten Worten ein, wie das ſo gekommen ſein mag! Du weißt, daß eine hohe Frau eine Anſtalt gegründet hat, wo Kinder armer Eltern, die ſich den Tag über um das liebe Brot mühen müſſen und ſich folglich um die armen Creaturen nicht umſchauen können, bewahrt und beſchäftigt, und in Zucht und Gottesfurcht unterwieſen werden, auch wohl dieß und das zu naſchen kriegen, bis die Eltern ſie des Abends heimholen und weiter betreuen; — dort muß unſer Märtchen das Vaterunſer gelernt und behalten haben, daß es jetzt ein Segen Gottes geworden iſt für ſie und mich und für den Fremden, und hauptſächlich für Dich, der Du auf dem Wege warſt, ein großer Sünder zu werden! Laß uns daher, am Bette unſeres Einzigen, den Schwur erneuern,

welchen wir am Altar abgelegt haben, nemlich: auszuhalten treu und redlich beiſammen, in Noth und Tod, und unſer Kind zu erziehen zur Ehre Gottes und zur Freude der Menſchen, mag es uns auch noch ſo übel ergehen. Verſprich mir, Dich niemals wieder durch arge Gedanken heimſuchen zu laſſen, und der Herr wird mit uns ſein auf allen unſeren Wegen!"

Martin reichte ſeinem Weibe die Hand hin, und ſprach feierlich: »Ich verſpreche es, ſo wahr Gott über uns iſt! Amen!" —

Mit Tagesanbruch trat der Wandersmann aus ſeinem Kämmerlein, dankte dem Ehepaare für die Herberge, legte einen Geldbeutel auf den Tiſch und ſagte: »So viel ich entnommen habe, ſeid Ihr in ſchwerer Bedrängniß, Ihr guten Leute! Mich aber hat Gott geſegnet, und mir mehr beſcheert, als ich für meine wenigen Tage bedarf. Ich gedenke mir hier in der Nähe ein Haus und eine Wirthſchaft zu kaufen, und meine letzten Jahre auf meinem Eigenthume friedlich zu verleben. Mir thut Treue und Pflege Noth und, wenn es Euch recht iſt, ſo will ich Euch

zu meinen Meyersleuten machen, und Euer kleines Mädchen, welches mir über die Maſſen gefällt, aufziehen, wie mein eigenes, und Ihr ſollt kummerloſe Tage haben, ſo lange ich lebe und ſo lange Ihr wollt. Scheint Euch der Antrag genehm, ſo ſchlagt ein, und dieß Geſchenk ſoll mein Handgeld ſein, mit welchem ich Euch werbe!»

Weinend ſanken die beglückten Gatten ihrem Erretter zu Füſſen, und prieſen ſich glücklich, ihn gefunden zu haben, und durch ihn eine ſichere Zukunft zu erlangen. In dieſem Augenblicke erwachte Märtchen, lächelte die Gruppe an, und ſang:

»Mein erſt' Gefühl ſei Preis und Dank!«

Das Lied von der Liebe.

Von Adolf Hirſchberg.

Das Lied der Liebe iſt ein Lied mit Chören,
Geſungen von der Stimme der Natur,
Gar wunderlich iſt es anzuhören,
Wenn rings davon erſchallet Hain und Flur.
Die Felſen ſelbſt, die kalt und hart ſich zeigen,
Zu ſolchen Klängen können ſie nicht ſchweigen. —

Nur unter Menſchen gibt es Felſenherzen,
Die keine Liebe und kein Himmel rührt,
Die kalt und fühllos ſind für fremde Schmerzen;
Weil nicht Natur am Gängelband ſie führt;

Denn nicht durch Erdennacht und Weltgetümmel
Schwingt ſich der Geiſt zur Liebe und zum
Himmel. —

Wer lieben will, der muß entbehren können,
Gar ſeltſam iſt der Liebe Glanz und Pracht;
Denn ihre Perlen — ſind des Auges Thränen,
Ihr Gold — bezieht ſie aus des Herzens Schacht,
Den äußern Glanz hat Liebe abgeſchworen;
Im Hirtenſtalle iſt ſie ja geboren. —

Die Liebe hat im Herzen ihr Gedächtniß,
Nie wird der theure Name ihm entrückt,
Die Liebe iſt ein heimliches Vermächtniß
Worauf der Kuß das Flammenſiegel
drückt,
Auf das die Worte all' verſchloſſen bleiben,
Die ſich die Liebe pflegt in's Herz zu ſchreiben! —

Und wie das Siegel aufprägt ſeine Gluthen,
Da fällt ein heißer Tropfen oft in's Herz,
Und brennt dort fort ſelbſt unter Thränen Fluthen:
»»Das iſt der brennend heiße Liebesſchmerz.««
Es mahnen ja die Flammen ihrer Küſſe,
Das Liebe viel für Liebe opfern müſſe. —

Die Liebe hat ein eignes Seelenleben,
Die Worte, ja die Herzen faſſen's kaum.
Es iſt ein ſel'ges Ineinanderbeben,
Ein Himmelsgruß, ein ahnungsvoller Traum.
Die Lieb' iſt Bürgerin vom Geiſterorden,
In Liebe iſt die Gottheit Menſch geworden.

Drum mögt Ihr euch um goldne Achſen drehen;
Das echte Gold gewinnt die Liebe nur.

er Glanz entflieht; die Liebe muß beſtehen,
h i Leben iſt der Pulsſchlag der
Natur.
cht wird das Lied der Liebe je verhallen,
d endigt's je, — ſo muß die Welt zerfallen. —

Letzter Troſt.

Von Ad. Hirſchberg.

Hatte einſt ein Vögelein,
Lernt' ihm manches Liedlein ein,
Vöglein fraß mir aus der Hand
Wenn ich traulich bei ihm ſtand. —

Lieber als das Vöglein doch
War mir meine Mutter noch;
Alt zwar und gebrechlich ſchon
Jung an Lieb' zu ihrem Sohn. —

Vögelchen und Mütterlein
Liebt' ich aber nicht allein,
Liebte beide zwar recht ſehr;
Doch mein Minchen liebt' ich mehr.

Vöglein ſtarb den frühen Tod,
Mütterchen ging heim zu Gott,
Sieh! Da blühte noch in ihr
Meiner Leiden Tröſtung mir. —

Zwar iſt ſie am Leben noch,
Aber ach! geſtorben doch,
Todt für mich, der einſam ſteht,
Den ſie treulos hat verſchmäht.

So verlaſſen ſteh' ich da,
Wie ich nie verwaiſ't mich ſah,
Ein's nur weh't mich tröſtlich an:
»Daß mein Leid ich ſingen kann"

Beßer Sterben!

Bruchſtück aus dem Leben mitgetheilt.

Von

Ferd. Ritter von Seyfried.

Man muß zum Glück geboren ſein, das iſt eine ausgemachte Sache; Mancher hingegen ſcheint nur zum Unglücke geboren zu ſein.

Felix, — der Name paßt freilich ſchlecht für einen Unglücksvogel, aber was thut's, der Mann heißt einmal ſo — alſo Felix ſchien von dem Schickſale erkoren, ſeiner Wünſche Ziel nie zu erreichen, oder erſt dann, wenn er ſchon nicht mehr wünſchen durfte.

Es liegt doch etwas eigenes im bunten Weltengetriebe, was uns das höhere Walten nicht verkennen läßt. Befriedigung iſt dem Menſchen Bedürfniß, erhält er ſie nicht — gewöhnt er ſich an Entbehrung, und lebt, wenn auch nur ein elendes Leben, das lange nicht den Werth einer tauben Nuß erreicht, aber er lebt

doch. Und des Menſchen Werth wird erſt in der Art ersichtlich, wie er in dem Kampfe mit den Verhältniſſen beſteht. Iſt er Mann, ſo wächſt das Leid nicht ſo bald über ihn, und ſo war Felix.

Man liebt nur einmal! Wenn alle Gemeinſprüche nichts taugen, in dieſen Worten liegt Wahrheit. Das jugendliche Herz Felix's hat eine Flamme angefacht, eine edle, begeiſternde Flamme, die, weil ihr Urſprung lauter war, nicht gleich hell auflohderte, aber fachte, fachte, zur furchtbaren Höhe ſtieg. Entſagung ſchien ihm unmöglich, undenkbar, mit dem Begriffe ſeiner ferneren Exiſtenz. Aber die Welt kümmert ſich wenig um ein Herz, ob es jubelt, ob es leidet — duldet — bricht. Am wenigſten bei den ſeinſollenden Herzensangelegenheiten — bei den Heirathen. Die Ehen werden leider oft als Geſchäftsſachen behandelt, und wie andere Contrakte, ſchließt die Welt Ehecontrakte ab.

Felix's Herz kannte nur einen Gegenſtand ſeines Verlangens, es war Clara: ſein Leben, ſeine Welt, ſein Alles. Ein gewöhnlicher Menſch,

ich ſage nicht, ein vom Glück Begünſtigter, würde vor Allem getrachtet haben, ſich das zu erwerben, was er am nächſten wünſchen mußte. — Gegenliebe. Das durfte Felix nicht. Gewöhnliche Schwierigkeiten wären geweſen: Rang- oder Glaubensunterſchied, finanzielle Mißverhältniſſe, Eigenſinn oder Störrigkeit der Eltern u. ſ. w. u. ſ. w., wie das Leben vielerlei Fälle bietet, aber Alles dieſes wäre ja für Felix viel zu geringfügig geweſen. Menſchen fallen, aber Menſchen ſteigen auch, man kann ein Amt bekommen, man kann auch Vermögen erhalten; ſo lange es Talente, Lotterien und reiche Verwandte gibt, ſind dieſe Fälle nicht unmöglich. Der Menſchen Wille iſt beugſam, aus Antipathien ſind ſchon oft Sympathien geworden, aber Eines ſoll unbeugſam beſtehen, die echte, wahre, unwandelbare Freundſchaft.

Und nun wiſſen meine Leſer und ſchönen Leſerinnen wohl auch ſchon, daß Felix für die Geliebte ſeines treueſten Freundes glühte. Ganz natürlich, es kann ja nicht anders ſein.

Ein gewöhnlicher Menſch hätte vielleicht gewankt. Felix nicht, er war ja mit den Schmerzen groß geworden, er hatte ſich an Dulden und Entſagen gewöhnt, ſein Benehmen war dennoch ein ſolches, daß er in der Nähe der Glücklichen weilte, ſcheinbar vergnügt noch obendrein, ohne im Geringſten durch Wort oder Blick je ſeine Leidenſchaft verrathen zu haben. Und er that noch mehr; in ſeinem freundſchaftlichen Verhältniſſe zu Clara's Gemal hat der Dämon der Eiferſucht nicht die leiſeſte Störung hervorgebracht.

Wer Leiden kennt, wird wiſſen, daß dem davon Betroffenen Tage ſo träge dahinſchwinden, wie Jahre. Und wirklich ſah Felix Jahre in den Schooß der Ewigkeit hinabrollen, ohne daß ſein armes Herz Linderung erhalten hätte. Wenn er zu Zeiten Clara's zartes Töchterlein, das herzige Marienchen auf ſeinen Knieen ſchaukelte, da ſchien er ſeiner Schmerzen auf Augenblicke zu vergeſſen, und wenn da eine Zähre in ſeinem Auge ſchwamm, däuchte er ſich faſt glücklich, daß dieſer wohlthätige, Balſam ſpendende

Born, bei ihm noch nicht vertrocknet war. Aber wie einſam, wie furchtbar verlaſſen, ſah er ſich wenn das liebe Kind ſeinen Armen entrungen, wieder an den Hals der Mutter flog.

Nach drei martervollen Jahren, ſchien ihm endlich Erlöſung zuzuwinken. Ein nervöſes Fieber, das bei ſeinem reizbaren Zuſtande für ſein Leben fürchten ließ, brachte ihn auf das Krankenlager.

Wo das menſchliche Wiſſen und des Arztes Kunſt unzureichend iſt, wacht oft die Vorſehung — ein ſchützender Engel. Als ſolcher war Marie, ein armes, einfaches Bürgermädchen am Bette des ſiechen Felix erſchienen, dieſem faſt fremd, doch beſorgt um den Hilfloſen, wie für einen geliebten Bruder.

Sie bewachte jeden Athemzug des Kranken, gönnte ſich ſelbſt kaum die nöthigſte Ruhe, und war doch ſo zufrieden, ſo überſelig, denn ihre Gegenwart ſchien den ſtarren Tod vom Krankenlager zu verſcheuchen. Felix genas, er genas durch Marien's zärtliche Sorge, für die, wie aus ihren himmliſch-frommen, verklärten Zügen

zu entnehmen, gleichſam eine neue Welt entſtanden war.

Mariens helles, klares Auge, ſo rein wie der Aether, ließ einen Blick in ihr unſchuldvolles Herz werfen, und wenn der rechte Beſchauer kam, konnte er darin, wie in einem aufgeſchlagenen Buche leſen. Das Frauenherz iſt unendlich zart beſaitet; eine leiſe, kaum merkliche Bewegung bringt dieſe Saiten in Schwingungen, die ein unnennbar Gefühl ausſtrömen, wo der rauhe Mann noch unempfindlich iſt. Wer beſchreibt das Mutterherz mit ſeiner Liebe, mit ſeinem Schmerz, ſeiner Wonne, ſeiner Angſt? Marie wußte recht gut, daß ſie Felix das Leben wieder gegeben, war es ein Wunder, wenn ſie eine Liebe, faſt ſo innig, wie die einer Mutter dem zuwandte, den ſie für's Leben erhalten? Wie wenig Felix dadurch gewonnen haben mochte, kann der Leſer leicht denken, aber er war viel zu edel, um undankbar ſein zu können, wenn gleich nicht für die Gabe, doch mindeſtens für die Geberin. Er ſchuldete Marien ſein Leben und zauderte nicht, es ihr zu

Vöglein ſtarb den frühen Tod,
Mütterchen ging heim zu Gott,
Sieh! Da blühte noch in ihr
Meiner Leiden Tröſtung mir. —

Zwar iſt ſie am Leben noch,
Aber ach! geſtorben doch,
Todt für mich, der einſam ſteht,
Den ſie treulos hat verſchmäht.

So verlaſſen ſteh' ich da,
Wie ich nie verwaiſ't mich ſah,
Ein's nur weh't mich tröſtlich an:
»Daß mein Leid ich ſingen kann«

Wären alle die Wunden, so ihm die Zeit geschlagen, vernarbt gewesen, dieses Ereigniß hätte sie von Neuem aufreißen müssen. Von diesem Augenblicke an war seine Ruhe untergraben; seine Kräfte schwanden in dem übermenschlichen Kampfe seines Herzens, den die Symptome seines, den Körper aufreibenden Seelenleidens, zeigten sich in solchem Grade, daß selbst sein schirmender Engel, die zärtliche Gattin, ohnmächtig schien, den bösen Gast, der das zweite Mal mit knöchernder Hand anklopfte, zu verscheuchen.

Er sollte jedoch nicht sterben, ohne von Claren Abschied zu nehmen. Sie erschien am Lager ihres unfreiwilligen Opfers. Felix gehörte kaum mehr halb diesem Leben an, doch war er seiner Sinnen vollkommen mächtig, als er sich von Clarens Hand umfaßt fühlte. Diese Scene fand ohne Zeugen statt, denn die trauernde Gattin benützte solche Momente, um der Fluth ihrer Thränen, die sie am Krankenbette oft nur mit Mühe unterdrücken konnte, freien Lauf zu lassen.

»Clara,« sprach er mit gebrochener Stimme, »verzeihen Sie dem Sterbenden, um seiner Ruhe in den letzten Stunden Willen, eine Frage, die wie Zentnerlast auf meinem Herzen ruht, und der erst der Engel des Todes den Ausgang durch die so lange verschlossenen Lippen öffnete. Ich scheide gerne aus dieser Welt, wenn Sie mir die Versicherung einer freundlichen Erinnerung und einer kleinen Theilnahme geben.«

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als Clarens Augen ein heller Strom von Thränen entquoll; sie wollte sprechen, aber das Schluchzen ließ sie nicht zu Worte kommen.

Nach seiner minutenlangen Pause brach sie in die Worte aus:

»Meine innigste, unwandelbarste Liebe dem Todten, die ich dem Lebenden nie ahnen lassen durfte.«

Sie rafte alle ihre Kräfte zusammen, beugte sich über das blaße Antlitz des wie von himmlischer Freude beseligten Felix, ihre heißen Thränen fielen auf seine Wangen, und wie der Balsam, der auf die Wunden träufelt, heilsam

lindernd, ſo waren auch dieſe Thränen des liebenden Weibes Balſam für das gebrochene Herz. Clara hatte das Geſtändniß ihrer Liebe gethan, das Wort war über ihre Lippen gekommen; Felix hatte es gehört, aufgenommen in ſeiner innerſten Seele, nichts konnte ihm das Bewußtſein rauben, von dem angebeteten Weſen geliebt zu ſein. Eine völlige Reaction ging in ſeinem Innern vor. Uebermäßiger Schmerz und die Unluſt zum Leben, hatten ihn an den Grabesrand gebracht, mit der Verwirklichung eines nie geträumten Glückes, hatte das Leben wieder Reiz für ihn erhalten, ſein Körper die Kraft, dieſes Glück zu faſſen. Die früher ſo ſchweren Feſſeln waren ihm leicht geworden. Er genas wunderbar ſchnell.

Die folgenden Abſchnitte ſeines Lebens . . . . brauchen wir die noch zu ſchildern?

Der Schleier war gefallen, die Scheidewand weggehoben worden. — — — — »Beßer Sterben!« rief der reuige Felix nach wenigen Monaten an der Leiche ſeines aus Gram ver-

ſchiedenen, treuen Weibes aus, deren kindlich frommer Sinn, ſie nicht den leiſeſten Fehltritt begehen ließ, der ſie dem Herzen ihres Gatten entrücken konnte.

So war ſelbſt die zweimalige Geneſung für Felix immer die Quelle der bitterſten Leiden. »Beßer ſterben!«

Das Siegel.

Ballade.

Von Franz Xav. Told v. Doldenburg.

„Hier iſt er, beſtättigt von meiner Hand,
„Des Rathes weiſer Beſchluß;
„Verkündet ihn ſchnell durchs ganze Land —
„Doch daß ihn jeder befolgen muß
„Soll das Siegel Kraft und Gewicht ihm geben,
„Und wer ihn verletzt, der zahlt's mit dem Leben!"

So König Wenzel vom gold'nen Thron
Zu den Verſammelten ſpricht.
Sie hören des Herrſchers befehlenden Ton,
Gehorſam alle der ernſten Pflicht,

Und ſchwören im Herzen voll Kraft zu erfüllen,
Des ſtrengen Königs gebietenden Willen.

Nur einer von allen ſinkt bang in die Knie,
Im Herzen erſtarrt ihm das Blut.
Der König ſieht ihn, und fraget: „Wie —
Her Siegler! warum Euer Amt Ihr nicht thut?
Der aber wirft ſich hin vor dem Throne:
„„Das Siegel, Herr! — ich vermiſſ' es! doch ſchone!““

‚Was!“ ruft der König, vom Zorne bleich,
‚So übt Ihr Eure Pflicht?
‚Das heilige Siegel, vertrauet Euch
‚Vom Rathe der Stadt, Ihr habet es nicht?
‚Was ſelbſt meine Hände nicht dürfen berühren,
‚Des Rathes Kleinod, Ihr konntet's verlieren?“

Und zitternd ſteh'n die Räthe umher,
Und Keiner waget ein Wort.

Furcht laſtet auf allen ſo drückend ſchwer —
Der König aber fährt grollend fort:
„Wohlan denn, weil Ihr vergaßet der Pflichten
„So will ich mit Strenge den Frevel richten.“

„Hier iſt das Siegel!“ Er zieht es heraus
Mit zornig bebender Hand.
„Ein Bettler fand es vor Deinem Haus,
„Im Rinnſal, und gab mir zurück das Pfand;
„Drum ſei auch, ich habe mir's heilig geſchworen,
„Vor Deinem Hauſe das Leben verloren.“

Der Siegler am Throne niederſinkt,
Erblaſſend, mit Thränen im Blick,
Und wie auch der König von dannen ihm winkt,
Er flehet zu ihm um ein mild'res Geſchick:
„„O Gnade, Herr König, Gnade dem Armen!““
Doch des Strengen Herz ergreift kein Erbarmen!

„Die Ehre des Mannes iſt ſeine Pflicht,
„Du haſt ſie leichtſinnig verhöhnt.“

So ſtrenge der König weiter ſpricht.
„Nur Tod ſolch' ſchweren Frevel verſöhnt.
„Wer ſich nicht bewahrt vor des Leichtſinn's Verbrechen,
Der darf ſich nicht Gnade, nur Recht verſprechen."

„Drum fort, und flehet nicht fürder mehr,
Ihr Räthe, mein Wille iſt feſt.
Das ſage mir Niemand, daß Böheims Herr
„Mit ſeinem Geboth frech ſpielen läßt. —
„Ich kenne nicht Gnade, nur Recht und Geſetze,
„Tod jedem, wer ſie auch immer verletze!"

„Doch weil auch das Recht nicht der Milde entbehrt,
„Weil Dir noch am Leben was liegt,
„So ſei'n Dir von heute drei Tage gewährt,
„Dann aber das Haupt Dir vom Rumpfe fliegt.
„Benütze die Zeit, die ich gnädig gegeben,
„Zur Reu' und zum Abſchied aus dieſem Leben!"

Der König winkt, da nahet die Schaar
Der Knechte, den Wink zu vollzieh'n.
Die Hände beut willig der Arme dar,
Gibt wortlos und trauernd den Banden ſich hin,
Und ſchreitet verzagend bei fruchtloſer Bitte,
Hinaus durch der Räthe ſchaudernde Mitte.

Der König aber erhebt ſich vom Thron
Mit finſterem, wildem Geſicht.
Es zuckt um die Lippen ein bitterer Hohn,
Wie ſehr auch ſein Herz wohl für Milde ſpricht —
Doch will er die Kraft der Geſetze beſiegeln,
So muß wohl die Strenge die Gnade noch zügeln.

Da dringt laut ſchluchzend durch's offene Thor
Ein Weib — voll Verzweiflung das Herz.
„Hier habt Ihr die Schuld'ge!" ſo ruft ſie empor
Zum hohen Thron, im entſetzlichſten Schmerz.
„Mein Gatte iſt ſchuldlos, da nehmet mein Leben,
„Doch ihm ſei die Schuld, die ich büße, vergeben.

„Im Bade,“ fuhr ſie erzählend fort,
„Lag ſchreiend mein krankes Kind —
„Es half kein Koſen, kein ſänftigend Wort,
„Ihr wiß't ja, wie kranke Kinder ſind —
„Jetzt ſah ich das Siegel auf ſammtenem Pfühle,
„Und gab es dem jammernden Kleinen zum Spiele.“

„Da legt ſich des Weinenden Ungeſtüm —
„Als ſchwiege plötzlich ſein Schmerz;
„Das glänzende Kleinod behaget ihm,
„Er drückt es fröhlich und jauchzend an's Herz,
„Und tändelt entzückt mit der goldenen Spende,
„Und weint, als ich ſorgſam das Spiel ihm beende.“

„Drum laß' ich dem Knaben das koſtbare Pfand,
„Bis ſchlummernd ſein Auge ſich ſchließt,
„Entſunken war es der haltenden Hand,
„Nun ſehet wie ſchuldlos mein Gatte büßt;

„Ich nahm das heilige Siegel vermeſſen,
„Und hab' es ſorglos im Bade vergeſſen.

„Drum fall' auf mich Eures Zornes Strahl,
„Er treffe den Schuldloſen nicht;
„Nehmt hin dieſes Leben, nur ſchont den Gemahl,
„Er übt ja ſonſt treulich und ſtreng ſeine Pflicht.
„Vergebt ihm, dem Armen, und mich nur vernichtet,
„Dann habt Ihr, mein König, gerecht uns gerichtet!"

Doch König Wenzel die Brauen rollt,
Und düſterer ſtets wird ſein Blick:
„Ich habe das Rechte wohl immer gewollt,
„Drum ſag Deinem Manne, er weiß ſein Geſchick—
„Und ſoll ſich zum ſicheren Tode bereiten —
„Nur er trägt die Schuld — das magſt Du ihm deuten."

„Und heilig gelob ich's, wie Gott einſt mich lohnt,
„So wahr ich nicht reite hinab
„Die Straße, die jetzt noch Dein Gatte bewohnt,
„Und wo in drei Tagen er findet ſein Grab —
„So wahr darf er nimmer auf Gnade vertrauen,
„So wahr ſoll er nimmer den Retter erſchauen."

* * *

Drei Tage waren dahin geflohn,
Dem Siegler in Todes Noth.
Die vierte Sonne am Himmelsthron,
Wie freundlich ſie glänze, ihm bringt ſie den Tod.
Schon harr't mit des Herzens bangeren Schlägen
Er betend dem Gange zum Grabe entgegen.

Der König aber beim Morgengrau
Das wiehernde Jagdroß beſteigt.
Wie ſcheint ihm der Himmel ſo heiter, ſo blau,
Kein drohendes Wölkchen ſich droben zeigt —
Das mag einen herrlichen Tag wohl bedeuten,
Drum möcht er im Freien ſich Ruhe erreiten.

Er kommt zur Fähne, dem Trosse voran,
Der nachfolgt im lässigen Trab;
Da schlägt am Ufer der sichere Kahn,
Drum lenket zur Brücke er seitwärts ab.
Da stürzet ein Wagen im schmetternden Falle,
Wild schaumt sein Roß bei dem donnernden
Halle.

Hoch bäumt sich mit sprühenden Blicken das Thier
Und knirscht in den goldenen Zaum;
Mit Gischt bedeckt sich die leitende Zier,
Der kühne Reiter erhält sich kaum.
Zerrissen hat es den hemmenden Zügel,
Und eilet von dannen, als hätt' es Flügel.

Vergebens der König mit starker Hand
Die flatternde Mähne erfaßt —
Es scheint das Thier seiner Kunst entwandt,
Und fliegt dahin in eiliger Hast.

Kaum kann noch der Reiter die Bügel erfaſſen,
So raſend durchſtürmt es die hallenden Gaſſen.

Doch plötzlich hält es, als wär's gelähmt
In brauſend wüthendem Lauf;
Erſchrocken, daß es ſo ſchnell bezähmt,
Blickt König Wenzel vom Sattel auf —
Und jubelnd gibt aus des Henkers Munde
Ein Ruf der Gnade, dem Volke die Kunde.

Da ahnet der König des Himmels Hand
Die waltend ſein Leibroß geführt;
Im Augenblick hat er die Straße erkannt,
Und blicket zum Himmel tief gerührt.
„Gott," ruft er, „der milde und gnädig richtet,
„Hat mit meinem Schwur auch mein Urtheil vernichtet."

Und nieder ſinket die Menge auf's Knie
Um den Begnadigten hin.
„Hoch lebe der König!“ ſo jubelt ſie,
Und blicket feiernd und jauchzend auf ihn;
Der aber ſchwöret den freudigen Schaaren:
Mit dem Recht auch künftig die Gnade zu paaren.

Sonnetten-Kranz.

Von

Ludwig Foglar.

Seiner Braut!

1.

„Il parlar, che nell' anima si sente.“
Petrarca.

Dich grüßt der Tag mit ſeinen jungen Roſen,
Und ſchickt ein freundliches: »Sei mir gegrüßt!«
Vom Meer herauf, das er mit Flammen küßt.—
Dich grüßt der Wellen ſilberſchäumig Toſen.
Des Morgens Odem weht, um mild zu koſen,
Dir ſanft die Locken aus dem Angeſicht —
Wenn früh ſchon Deine Hand zu Kränzen flicht
Für mich die Blumen, die ſo dauerloſen;
Und ſelber glücklich, Deiner Nähe trunken
Beglückt Dich Alles, was auf Erden ſchön,
Vom linden Duft, vom ſtillen Quellgetön
Bis zu den Blüten, die am Baume prunken

Dein Sänger nur muß Dir ſo ferne ſtehen,
Der Nächſte Deinem Herzen, ach! ſo weit —
Und nichts zu bieten hat er, was Dich freut,
Wer weiß, wie bald dies Lied auch wird vergehen!

2.

„Ici l'on se console des peines même du coeur.
M. de Staël.

Ich ſah Dich oft in ſtiller Andacht knieen;
Ein hehres Bild verklärter Weiblichkeit,
Aus Deiner Züge Licht und Schattenſtreit
Las ich der Duldung fromme Elegien.
Und wenn die Wangen höher Dir geröthet,
Ein Stral, der durch des Domes Fenſter brach,
Da klang's in mir mit ſüßen Stimmen nach:
„Dein Friedensengel hat für Dich gebetet!"

Da wollt' es oft das Herz mir ſtürmiſch ſprengen
Des Herzens Wonne drängt' zum Auge hin,
Und bebend wankte ich hinaus; es ſchien
Der hohe Dom mich drückend einzuengen.
Und nach des Himmels ſchönen Tempelräumen
Schlug ich den Blick in heißem Danke auf,
Dem Quell der Thränen ließ ich freien Lauf —
Von Deinem Anblick ſelig fortzuträumen! —

3.

L'orage peut briser en un moment les fleurs, qui tiennent encore la tete levée.
M. de Staël.

Und Dein Gebet für mich trug reichen Segen:
Die Ruhe zog in meine Seele ein.
Mir war es ja gewiß, Dein Herz ſei mein
Und alle Zweifel mußten ſcheu ſich legen.

Des Liedes Falter muß die Schwingen regen,
Und bald bei Dir, Du ſchöne Blume! ſein,
Daß er ſich lab' an Duft und Farbenſchein,
Um nimmer ſich von dannen zu bewegen.
Und wenn mein Stern mir gönnt von deinen Lippen
Den Frühligsthau der Küſſe fortzunippen,
Dann will ich nimmermehr das Glück verneinen.
Und gibt es Leid, mein Mund ſoll nicht mehr klagen,
Mit ſtiller Demuth will ich es ertragen,
Und einſam nur an Deinem Halſe weinen —

4

Puisse toute ma vie être une page blanche.
A. de Lamartine.

Du aber führe mich verſöhnend
An milder Hand des Lebens ſtellen Gang,
An finſtern Tiefen, an den Felſenhang,
An Sturm und Nacht mich ſanft gewöhnend,

Daß nicht die Stimmen, die mich höhnend
Verlocken mit des Echo ſchmeichelndem Geſang,
Vom Pfad mich lenken, den ich wandere bang,
Den fernen mit Trug verſchönernd.
Mit mächt'ger Liebe feſſle Du
Des Dichters ſchwärmende Gedanken,
Und wiege ſie in träumeriſche Ruh'!
Die Leuchte Du, und ich der Stab.
Um den ſich Deine Arme ranken —
Das gibt ein muthig' Wandern bis an's Grab!

5.

„Nor the time nor tyrants hard power
her image can tear from my breast.

Pope.

Sprich, glaubſt Du an die Sympatie der Geiſter?
Verbunden durch der Liebe Kraftmagnet? —
Und ahnt Dein Herz, im brünſtigen Gebet
Hoch über uns den unbekannten Meiſter? —

Ich hege gern den kindlich schönen Glauben,
An eine beß're Welt, in tiefer Brust.
Wenn ich zuhöchst auf lichter Alpenluft
Still wandern seh der Wolken munt're Trauben.
Dann möcht' ich fragen sie, wohin, wohin? —
Und möchte mit zum Niedergange zieh'n,
Ins schöne Land der immerwachen Sonne.
Und so auch, wenn in Deinen Augen ich
Den Blick hinseß'le tief und inniglich —
Dann glaub' ich an des künft'gen Lebens Wonne.

6.

Where love is great, the littlest
Doubts are fear
Where little fears grow great
great love grows there.
Shakespeare.

Frohlocke, denn zu Füssen Dir, ein König,
Leg' ich mit Kron' und Purpur hin mein Reich,
Kein Fürstenthum auf Erden kommt ihm gleich,
Selbst nicht die Welt — und doch ist's nur so wenig.

Bevölkert von Gefühlen und Gedanken,
Iſt dies mein Reich, hat Tiefe, Höh'n und Meer,
Auf deſſen perlenhält'gen Wogen her
Siehſt Du der Freude lichte Segel ſchwanken. —
Darin gebiete, meine Königin!
Den Kranz der Lieder um das Haupt gewunden—
Es iſt des Dichters einziger Gewinn!
Was könnt' ich Dir wohl ſchön'res beſ'res auch
Entbieten, als was ich für Dich empfunden?
Und: Alles — oder Nichts! — ſei Liebesbrauch!

Grillparzer.

Von Th. Fogler.

Abend ist's: sie sind zur Ruh' gegangen,
Alle mit dem arbeitsmüden Tag;
Nur, mit glüh'nden Wangen,
Steht ein Mann im einsamen Gemach,
Seine Blicke an den Sternen hangen.

Träger Schlaf ist seinem Auge fern;
Was die Ruhe? — weiß die Seele nicht.
Von sich werfen gerne
Möchte er jeder Liebessorge Pflicht,
Durch die Schale dringen zu dem Kerne.

Denn wo And're mit den Kampfesrossen
Kraftlos hielten ein im Hippodrom,

Flog er unverdroſſen
Fort an's Ziel, beſchämt im Flug den Strom,
Und des Strom's pfeilſchnelle Brut mit Floßen
Nach dem Griffel ſucht er, nach der Rolle,
Aufzuzeichnen das erhab'ne Lied,
Das die unruh'volle
Bruſt zu ſingen länger nicht vermied,
Sucht er nach dem Griffel, nach der Rolle;
Will mit neuem Oehl die Lampe nähren,
Will — doch ach! — kein Tröpfchen iſt im Glas
Allzuſchnell verzehren
Sich die Heller — ſeines Glückes Maß! —
Armuth möchte gern den Fleiß verwehren.
Und die Lampe ſtellt er hin. Nicht Klagen
Tönen bitter über ſolches Loos:
Stolz das Haupt getragen,
Fühlt er doppelt ſich und dreifach groß,
Lächelnd weiß er ſelbſt ſich Troſt zu ſagen:

»Licht ſuch' ich, da helle durch die Scheiben
Gottes Lampe ſtrahlt, der treue Mond?
Säum' ich noch zu ſchreiben?
In der Kammer, wo ein Dichter wohnt,
Mag er ruhig ſeine Zauber treiben.«

»Wie begeiſternd! daß derſelbe Schimmer
Der jetzt Berge, Dom' und Hain' erhellt,
In mein armes Zimmer,
Auf mein unbedeutend' Lied auch fällt,
Nicht ſich meiner ſchämend, weichend nimmer!«

— Und er nimmt das Blatt; und Zeil' um Zeile
Fließet hin aus dem geweihten Kiel.
Flammen, Wogen, Pfeile —
Stürzen die Gedanken an das Ziel:
Drüber geht der Mond in ruh'ger Weile.

Morgen ward's, des Jünglings Aug' umflorte
Trüber Nebel, die Natur erlag:
Aber an die Pforte
Des Jahrhunderts klang's wie Zauberschlag,
Als erschallten seine hohen Worte.

LIBRARIES

Die beiden Bräute.

Novelle

von

Adolf Hirschberg.

In dem Zimmer der jungen Gräfin herrſchte
ne feierliche Stille, nur durch die gleichmäſſigen
endelſchwingungen der auf alabaſternem Piede-
ale ruhenden Uhr, und durch das unheimliche
niſtern der im Kamine lodernden Flammen
terbrochen. —

An dem groſſen, runden Tiſche, auf einer
it ſchwerem Seidenſtoff umhangenen Ottomane
ſſen 2 Mädchen ſtill und ſchweigſam, wie in
ehmüthiges Nachdenken verſunken. — Die eine,
iſch und blühend, wie die junge Roſe, die an-
re blaß und leidend, wie die vom Sturm ge-
ugte Lilie; beide gleich ſchön und liebens-
irdig.

Blondes Haar und blaue Augen, Zartheit
r Formen, ja ſogar einzelne Geſichtszüge,
ten ſie miteinander gemein, man hätte ſie

wohl für Schweſtern halten mögen. Noch weit ähnlicher aber, als durch die zufälligen äußeren Formen, waren ſie ſich an Denk- und Geſinnungsart; denn wenn auch nicht Schweſtern von Geburt, indem die eine einer hochadeligen gräflichen Familie angehörte, während die andere nur eine bürgerliche Erziehung genoſſen hatte, ſo waren ſie doch Schweſtern dem Herzen nach; denn das heilige Band der Freundſchaft und Schweſterliebe hielt ſie innig umſchlungen.

»Laß uns nun ausruhen von der Arbeit,« ſprach endlich Marie zu ihrer Freundin, der Gräfin Hermine, welche ſich mit dem Nähen feiner Linnen unabläſſig beſchäftigte, aber das Werk ihrer Hände auch unaufhörlich mit Thränen benetzte. —

»Sieh! es weckt Dir nur immer neuen Schmerz, je länger Du dich mit dem Gegenſtand Deiner Trauer beſchäftigeſt.« —

»»Weißt Du nicht, was Mama geſagt,«« erwiederte ernſt Hermine, »»daß ich ſelbſt und heute noch damit zu Ende kommen muß, um

ihm eine Ueberraſchung zu gewähren, vor deſſen Ankunft wir nun keinen Augenblick mehr ſicher ſind. — Sieh nur, wie ſchön es mir gelungen! Wie zart und fein iſt dieſer Todtenſchmuck. Das wird eine Hochzeit werden! Ich werde ſie feiern wie die hebräiſchen Mädchen, bei denen Hochzeits- und Leichenhemd gleichbedeutend iſt. — Warum läßt man mich nicht auch das Bahrtuch ſticken und die Blumen ſchlingen zu meiner Krone? — Ein Mirthenkranz? Ja! ich will ihn haben; aber eine fremde Hand muß ihn mir auf's Haupt drücken. O! ich währe mich nicht gegen ſolche bräutliche Verzierung. Mir waren ja ſonſt die Mirthenkränze lieb.««

»Hermine, Du ſchwärmſt!« entgegnete leiſe mahnend Marie. »Wohin ſoll dieſe Stimmung führen? Laß doch ein tröſtendes Wort von mir in Deine Seele kommen. Wie? oder bin ich nichts, gar nichts mehr im Stande? Hab ich ſo bei Dir an Werth verloren, daß Du meinem Rathe nicht mehr Gehör gibſt und meiner Freundſchaft Dich verſchließeſt?«

„Was hilft hier Rath, was nützt hier Freundschaft?“ erwiederte schluchzend Hermine. — „Die Mutter will, ich selbst habe mein Wort gegeben, und bin an ihn verkauft. Verkauft! — Glückliches Mädchen! Wie neide ich Dich um Deinen Stand. Wir haben eine Menge Rechte vor euch voraus, nur ein einziges, das heiligste unabweisliche, das euch zukommt, ist uns versagt: Das Recht, nach dem Herzen zu wählen. — Und so muß ich meines Carls Liebe verschmähen, weil ich höher stehe als er, muß einem Manne meine Hand reichen, dem ich sie zwar als ein junges, unerfahrenes Mädchen mehr aus kindlichem Gehorsam, als aus Neigung zugesagt, der mir aber seither völlig fremd geworden und fremd bleiben wird, so lange Carls Liebe in meinem Herzen heimlich ist. O ich weiß, ich habe den finstern, unstäten Robert nie geliebt. Du aber, o Glückliche, Du liebst Ferdinand, er liebt Dich wieder, und weil Du nicht so vornehm bist, als ich, so steht euerer Verbindung kein Hinderniß im Wege. — Sieh! so laufe ich Gefahr, in

Flog er unverdroſſen

Fort an's Ziel, beſchämt im Flug den Strom,
Und des Strom's pfeilſchnelle Brut mit Floßen

Nach dem Griffel ſucht er, nach der Rolle,
Aufzuzeichnen das erhab'ne Lied,
Das die unruh'volle
Bruſt zu ſingen länger nicht vermied,
Sucht er nach dem Griffel, nach der Rolle;

Will mit neuem Oehl die Lampe nähren,
Will — doch ach! — kein Tröpfchen iſt im Glas
Allzuſchnell verzehren
Sich die Heller — ſeines Glückes Maß! —
Armuth möchte gern den Fleiß verwehren.

Und die Lampe ſtellt er hin. Nicht Klagen
Tönen bitter über ſolches Loos:
Stolz das Haupt getragen,
Fühlt er doppelt ſich und dreifach groß,
Lächelnd weiß er ſelbſt ſich Troſt zu ſagen:

Gut nicht frevelnd hinwegzuſchleudern, und ihr eigenes Blut nicht zu verläugnen, und wenn ſie taub geworden gegen alle Stimmen der Natur, wenn der Glanz der Vornehmheit ihr Auge geblendet, dann, — o ich verzweifle an der Macht der Freundſchaft nicht. — —"

„Gutes, edles Mädchen!" erwiederte in Thränen ergeßen Hermine, und ſchlang ihre Arme um Marie. „Wie ſehr beſchämſt Du mich! Wie tief ſtehe ich unter Dir. Ich konnte Dich beneiden! Nein, nimmermehr! Du biſt des ſchönſten, reinſten Glückes werth, und ich will mich freuen, daß Du es beſitzeſt. — Nie aber, Marie, nie mögſt Du träumen, daß Du mein Unglück abzuwenden im Stande ſeieſt.

Ich bin verlobt, und ein Drittheil des Vermögens meiner Mutter iſt bereits als Unterpfand unſerer Vereinigung in ſeinen Händen, das ihm allein als Eigenthum zufällt, wofern durch meine Mutter oder mich die Heirath rückgängig werden ſollte. Von Tag zu Tag ſehe ich nun mit Zittern ſeiner Ankunft entgegen. — Ich liebe ihn nicht, und auch ob

er mich liebt, weiß ich's denn? Kann das nicht mein Vermögen und der Glanz unſeres Hauſes ſein, das ihn anlockt, eine Verbindung einzugehen, von der er ſich ſonſt vielleicht nichts würde träumen laſſen. Muß er nicht befürchten, daß wenn er nun meine Hand ausſchlüge, er die Summen zurückzahlen müſſe, die ihm meine Mutter nur unter dieſer Bedingung geliehen. Ihr gekränkter Stolz und beleidigter Ehrgeiz, der ihm wohl bekannt, läßt ihn nicht hoffen, daß ſie ihm die Schuld erlaſſen werde, ob ſie es gleich ſonſt füglich thun könnte. —"«

Hermine hatte kaum dieſe Worte geredet, als es an der Thüre pochte, und — ein hoher Mann trat herein; das blaße, hagere, krankhafte Antlitz von der Fülle rabenſchwarzer Locken umnachtet. Die dichten Brauen, der ſchwarze, krauſe Bart, der Wangen und Kien bedeckte, gaben ihm ein finſteres, unheimliches Ausſehen, das durch den unſichern Blick, der wie ein Irrlicht bald hierhin, bald dorthin ſchweifte, noch unheimlicher wurde. — Uebrigens beurkundete ſein leichter Gang, ſeine feinen Manieren und

Die beiden Bräute.

Novelle

von

Adolf Hirſchberg.

liebe. Allein Herminens Auge hatte tiefer geſehen; ſie bemerkte genau, daß dieſer Zufall auch für Robert nicht ohne Erfolg geblieben war. —

Düſter und nachdenkend ſaß er oft an ihrer Seite, dann ermannte er ſich plötzlich und ſuchte durch erzwungene Freundlichkeit und durch allerlei Liebesbetheuerungen, ſeiner Braut die Stürme zu verhehlen, die Mariens Anblick in ihm aufgeregt hatte. — Wie ein Wetterſtrahl war der Blick von ihrem Auge in ſein Innerſtes gedrungen, das einſt von wilden Leidenſchaften durchtobt, nun völlig geläutert, und durch die Liebe zu ihr geheiligt zu ſein ſchien.

»Hab' ich wohl je Hermine geliebt,« frug er ſich oft im Stillen »O nein! Wie hätte ich ſonſt in meiner Bruſt noch Raum gewinnen können für alle die kleinlichen Intereſſen der Sinnenwelt, in denen ſich die Kraft meiner Jugend zerſplitterte. — Nein! ich habe ſie nur betrogen! — Verführt durch die Macht des Goldes und den Glanz ihres Namens, hab' ich da Liebe zu fühlen geglaubt, wo Habſucht

und Ehrgeiz die edleren Gefühle meines Herzens verdrängten. — Nein! Hermine kann und darf nicht meine Frau werden, sie, die mich nicht liebt, nicht von mir geliebt wird.

Soll ich zu den Vergehungen meiner Jugend noch das Verbrechen hinzufügen, das Unglück eines braven, des beßten Looses würdigen Mädchens gegründet zu haben?

Soll ich die heilige Mahnung gewaltsam unterdrücken, die eine unsichtbare Macht in meine Brust gelegt, und durch die ich mich so plötzlich in dem innersten Kern meines Lebens verwandelt sehe!

O meine arme, unglückliche Schwester! Auch Du bist ein Opfer meiner durch Verschwendung hervorgerufenen, unersättlichen Habsucht geworden. Ja! es ist Zeit, daß ich mein Leben ändere, und die Liebe, die Mariens Anblick meinem Herzen eingoß, sei die Losung, die mich einem würdigeren Ziel entgegenruft.

Eine solche Veränderung war seit jenem Augenblick, wo er Herminens Freundin zum erstenmale sah, in Roberts Charakter einge-

treten, der ſich in früheren Zeiten der Verſchwendung und dem zügelloſeſten Leben hingegeben hatte.

Jetzt bereute er zwar vom Herzen alle die Schändlichkeiten, zu denen ihn der Leichtſinn ſeines ſich ſelbſt überlaſſenen Jugendalters verlockt hatte; aber die Reue war ſchon zu ſpät.—

Mit gleichem Leichtſinn, der die meiſten ſeiner Handlungen begleitete, hatte er auch mit Herminen das Verhältniß geſchloſſen, das nun am Altare geheiligt werden ſollte.

Er hatte damals ſchon einen großen Theil ſeines Vermögens vergeudet, und glaubte ſeine zerrütteten Finanzen wieder herzuſtellen durch die Entlehnung einer anſehnlichen Summe, durch die ihn Herminens Mutter, die in ſeinem Stammbaume Befriedigung für ihren Ehrgeiz und Ahnenſtolz zu finden hoffte, an ihr Haus zu feſſeln ſuchte. —

Jetzt hätte er wohl gewünſcht, nie in dieſe Verbindung gewilligt zu haben. Aber ſie wieder zu löſen, war wohl eine unmögliche Sache.— Vergeudet war ſein Vermögen, ſeine Güter

waren verpfändet; es blieb ihm nichts übrig, als sein Name, an dem sich außer dem Adel auch nichts Vorzügliches knüpfte. Zudem sah er in der Auflösung des Verhältnisses mit Hermine nur dann eine erfreuliche Zukunft, wenn er Mariens Besitz erringen konnte. Allein ob diese ihn liebe und je zu einem Bündniß mit ihm sich entschließen werde, sie die in ihm, wie er wohl wußte, den Friedenstörer ihrer Freundin erkannte, und Ferdinand mit wahrhaft herzlicher Liebe zugethan war, — das durfte wohl sehr in Frage gestellt sein. Er selbst hatte eher Beweise dagegen, als dafür — und somit blieb nichts übrig, als das einmal begonnene Verhältniß fortzusetzen, und es wurden alle Vorbereitungen zur Trauung getroffen.

Die Ankunft Roberts hatte auch für Marie entscheidende Folgen. Denn, als auch die Gräfin zu begreifen anfing, daß Mariens Gegenwart für Robert nicht gleichgiltig sei,

»»Was hilft hier Rath, was nützt hier Freundſchaft?«« erwiederte ſchluchzend Hermine. — »»Die Mutter will, ich ſelbſt habe mein Wort gegeben, und bin an ihn verkauft. Verkauft! — Glückliches Mädchen! Wie neide ich Dich um Deinen Stand. Wir haben eine Menge Rechte vor euch voraus, nur ein einziges, das heiligſte unabweisliche, das euch zukommt, iſt uns verſagt: Das Recht, nach dem Herzen zu wählen. — Und ſo muß ich meines Carls Liebe verſchmähen, weil ich höher ſtehe als er, muß einem Manne meine Hand reichen, dem ich ſie zwar als ein junges, unerfahrenes Mädchen mehr aus kindlichem Gehorſam, als aus Neigung zugeſagt, der mir aber ſeither völlig fremd geworden und fremd bleiben wird, ſo lange Carls Liebe in meinem Herzen heimlich iſt. O, ich weiß, ich habe den finſtern, unſtäten Robert nie geliebt. Du aber, o Glückliche, Du liebſt Ferdinand, er liebt Dich wieder, und weil Du nicht ſo vornehm biſt, als ich, ſo ſteht euerer Verbindung kein Hinderniß im Wege. — Sieh! ſo laufe ich Gefahr, in

einem Unglücke auch noch an Dir, meiner
undin, zur Sünderin zu werden, indem ich
n unheimlichen Gedanken nicht los werden
n, ich wäre minder unglücklich, wenn ich
ich nicht ſo glücklich wüßte. —

»Ja!« rief Marie feuerig, »ich liebe
rdinand aus tiefſter Seele, und weiß, daß
nie einen andern, als ihn, werde lieben
nen. Aber ich liebe auch Dich, Hermine,
e meine eigene Schweſter, und könnte nie
cklich ſein, müßte ich Dich unglücklich wiſſen.
Nicht iſt es noch meinem Gedächtniſſe ent-
wunden, was Du als Freundin mir gethan.
r verdanke ich mein jetziges Glück. Darum
hne auf den Dank eines Mädchens, daß die
hlthaten ihrer Freundin zu vergelten ver-
ht. — Du ſollſt, Du darfſt Robert nicht
eine Hand geben. Ich ſelbſt will zu dem
rzen Deiner Mutter ſprechen, will ihr die
tterliebe wieder einlernen, wenn ſie dieſelbe
reits vergeſſen, will den Segen und den Fluch
r Religion herabrufen in ihre Seele, will ſie
ihnen an ihre Pflicht, das ihr anvertraute

ich liebe nur Sie, nur Sie allein. — Zwar weiß ich, daß Sie Ihr edles Herz bereits einem anderm zugewandt haben; aber auch dieſer kann Sie unmöglich inniger und aufrichtiger lieben, als ich, der ich im Mindeſten im Stande bin, Sie in einen höheren Rang, in den Rang einer Gräfin zu erheben, den Sie ſo ſehr verdienen.

Auch werden Sie durch die Einwilligung in die Verbindung mit mir, nicht nur mich unausſprechlich glücklich machen, ſondern auch Ihre Freundin, die mir, wie ich wohl weiß, abgeneigt iſt, und nur dadurch wieder froh und zufrieden werden kann, daß Sie meine Bitte gewähren.

Zwar beſitze ich gegenwärtig, wie ich offen geſtehe, nur wenig Vermögen; aber ich habe noch Freunde genug, die mir zu einem anſehnlichen Amte verhelfen können.

Indem ich von Ihnen, Vielgeliebte! keine abſchlägige Antwort erwarte, die mir

und Ihrer Freundin vielleicht das Leben kosten könnte,

verbleibe ich für immer

Ihr

Verehrer

Robert, Graf v. Florwald.

Marie fand des andern Morgens diesen Brief auf ihrer Toilette, und war nicht wenig erstaunt, als sie sah, daß er an sie gerichtet sei. Sie erbrach ihn und las. Aber der Inhalt desselben, erfüllte ihr edles Herz mit Abscheu und Verachtung gegen Robert, dessen erstes Erscheinen schon einen widerlichen Eindruck in ihr zurückließ, und dessen Charakterlosigkeit sich ihr nun im grellsten Lichte darstellte. —

In der ersten Aufwallung ihres Unwillens wollte sie den Brief vernichten. Da fielen ihr die letzten Zeilen noch einmal in's Auge. — Starr und stumm verweilte sie lange bei den Worten, die ihr den Tod ihrer Freundin verkündeten. Dann brach ein Strom von Thränen aus ihren schönen blauen Augen. Sie galten Herminen, die sich nun bald auch von ihr

verlaſſen ſah, der verwais'ten Alpenblume gleich, die unter Felſenſteinen einſam ihr zartes Blüthenleben fortmüht, bis die drohende Lavine durch's Geklüft herabrollend, mit kalten Armen ſie erfaßt und ſie dem Mutterboden entrißen, in der eiſigen Umarmung dahinſtirbt. —

Lange konnte Marie ihren Schmerz nicht bemeiſtern, denn ſie ſah wohl ein, Robert habe ſo unwahr nicht geſprochen, wenn er meint: Hermine werde ihr Schickſal nicht erleben. —

»Armes, verlaſſenes Mädchen!" rief Marie tief bewegt aus, »elender und unglücklicher, als die ärmſte Waiſe, denn Du haſt eine Mutter, die Du Mutter nennen ſollſt, aber nicht nennen kannſt; haſt einen Geliebten, den Du nie bräutlich umarmen, und einen Bräutigam, den Du nie lieben kannſt. Und jetzt will man auch die einzige Seele, die Dich verſtand und zugleich Dich tröſten durfte, von Dir reißen! Hermine, auch ich muß Dich verlaſſen! Verlaſſen? Dich? Nein! es ſoll nicht geſchehen. —

Bleibt mir nicht noch ein Mittel? Das Gift, das Deine Rettung erwirken kann, ward

es nicht mir verſchrieben? — Ja! ich will es nehmen! denn es gilt Dein Leben, und auch Ferdinand wird mir nicht zürnen, wenn er erfährt, daß ich den Freund der Freundin geopfert; er weiß ja, daß ich dabei nicht aufhöre ihn zu lieben, nie aufhören kann. Zwar hab' ich dann mit Hermine nur die Rollen getauſcht, an ihrer Statt bin ich elend geworden. Aber mein Unglück iſt ein ſelbſt gewähltes, kein aufgedrungenes. Auch hat mir der gütige Himmel mehr Kraft, mehr Seelenſtärke verliehen, als Herminen. Ich werde unglücklich ſein, ſehr unglücklich; denn ich liebe Ferdinand, ſo wie ich Robert haſſe; aber durch die Macht meines Elends wird Herminens Lebensſonne durchſchimmern, und in den Stürmen meines Lebens, wird die Tröſtung nie verhallen! „Ich habe ſie gerettet.“ —»

Ein Glanz der Verklärung hatte ſich über Mariens Wangen ergoßen, als dieſer Entſchluß, — zu groß für eines Mädchens Seele, in ihrem Innern aufdämmerte. — Zwar pochte ihr Herz in raſcheren Schlägen, wenn ſie an

Ferdinand dachte, zwar zauderten die Gedanken, welche die Verbindung mit Robert zum Gegenſtande hatten; aber wenn ſie wieder das in Kummer erbleichte Antlitz ihrer Freundin ſich vor Augen ſtellte, wenn ſie dieſelbe zum Altare, wie zum Richtplatze geſchleppt ſich dachte, da blieb dem guten, edelmüthigen Mädchen keine Wahl. —

Sie hatte bereits in einem Briefe ſich mit Robert verſtändigt, ihm ſeinen Sieg verkündet, ihre Hand ihm zugeſchworen, und Robert, den die Liebe zu ihr in ſeinem innerſten Weſen umgeſtaltet hatte, konnte die Stunde kaum erwarten, wo ſie beide, der Gräfin und Herminen dieſen Entſchluß kund geben wollten. —

Indeſſen war Ferdinand Sekretär geworden, bei dem zu L** reſidirenden Fürſten von E., und hatte ſich bereits die Gnade des Fürſten und ein hinreichendes Einkommen ge-

ſichert. — Heimkehren wollte er nun in ſeine Vaterſtadt, wo des Lebens und der Liebe erſte Strahlen ihn begrüßten, hin wollte er fliegen zu ſeiner geliebten Marie, ihr ſein Glück und das ihre zu verkünden, und ſie nach langer Trennung als Braut zu umarmen.

Bräutlich ſchmückte ſich der Himmel mit den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne. Diademe von Morgenthau umblitzten die Roſen und Lilien, die nun auf's Neue dem liebenden Buſen der Erde Frühlinglächelnd entſproßten.—

Marie hatte ſchon früh ihr Schlafgemach verlaſſen, von dem ſchon viele Nächte hindurch der Schlummer fern blieb. —

Sie hatte ſich bereits angekleidet und ihr Morgengebeth geſprochen, als ihr ein Herr angemeldet wurde, der ſie zu ſprechen wünſche. — Die Thüre öffnete ſich. Aber wer ſchildert ihr Erſtaunen und Entzücken, als Ferdinand hereintrat und das zitternde Mädchen mit tiefer

Rührung in ſeine Arme ſchloß. — Lange konnten beide nicht zu Worte kommen. Ach! es flammerte nach zweijähriger Trennung der Kuß des Wiederſehens auf ihren Lippen. —

Ferdinand hatte der Ueberraſchung wegen Marien keine Erwähnung gemacht von ſeiner Anſtellung im Hauſe des Fürſten, wodurch ihm und Marien eine angenehme Zukunft offen ſtand. Er hatte ſich Alles dieß auf die Stunde des Wiederſehens verſpart, nicht ahnend, welche düſtere Wolken indeß an dem Horizont ſeiner Liebe herangezogen waren. —

»Ich komme,« ſprach er, »Marie! Dir endlich zu beweiſen, daß es nicht leere Worte waren, wenn ich oft in einſamen Stunden zu Dir ſprach: Marie, ich werde Dich nie verlaſſen! Da reichteſt Du mir Deine Hand und Dein ſtumm beredtes Auge ſchien meine Verheißung zu wiederhohlen. — Nicht wahr, Du haſt es nicht vergeſſen? — Ich ſchwieg durch einige Zeit, um Dich deſto angenehmer zu überraſchen. Der Himmel hat meine Wünſche gekrönt, mein heißes Flehen erhört. —

»Ich bin Sekretär bei dem Fürsten von C. und genieße bereits deſſen ganzes Vertrauen. Er hat mir erlaubt, in meine Vaterſtadt zu reiſen, um Dich Geliebte! als meine Frau mit fortzuführen an den Ort meiner Beſtimmung.«

Eine Todtenbläße zeigte ſich bei dieſen Worten auf Mariens Wangen. Sie war unfähig nur ein Wort zu erwiedern. Auch Ferdinand ſtand lang in dumpfer Erſtarrung da; er wußte ſich die ſonderbare Erſcheinung nicht zu erklären; denn er hatte gerade das Entgegengeſetzte vermuthet. —

»Marie,« rief er endlich mit bebender Stimme, »ſprich, was iſt Dir? Erkläre mir bald das ſeltſame Räthſel, das aus Deinen entſtellten Zügen ſpricht!«

Lange währte es, bis Marie der Sprache mächtig wurde; endlich faßte ſie Muth und mit von Thränen erſtickter Stimme erzählte ſie nun Alles, was vorgegangen, zeigte Ferdinanden den Brief, den Robert ihr geſchrieben, und nachdem ſie ihn feierlichſt beſchworen, ja nicht zu glauben, daß ihre Liebe zu ihm ſich

nur im Geringſten gemindert habe, ſetzte ſie mit offener Freimüthigkeit hinzu, daß ſie den einmal gefaßten Entſchluß, welch' großes Opfer er auch mitbringe, nicht ändern werde. —

Welch' ſchmerzhaften Eindruck Marien's Rede auf Ferdinanden's tief fühlende Seele machte, läßt ſich wohl nicht leicht beſchreiben.

Mit tauſend Zweifeln ringend, die wie giftige Dolche ſein Herz durchſchnitten, ſprach er endlich mit ernſter Miene: »Marie, Du haſt mich nie geliebt. Nie kann die Liebe ſolche Opfer bringen. — Ich aber will Deinen Entſchluß nicht durch Worte zu erſchüttern ſuchen, die, wie Du ſelber ſagſt, ohnehin fruchtlos wären.«

Dich zur Gräfin zu erheben, liegt außer meiner Macht. — Ich habe Dich geliebt; Du haſt mich verſchmäht; Gott wird mir Kraft geben, das Unabänderliche zu ertragen. — Lebe wohl! Er eilte fort, und war nicht wieder zu ſehen.

Von Schmerz überwältigt, in ſtummer Betäubung war Marie auf dem Sofa hingeſunken

und kam nur wieder zu Bewußtſein, als Robert mit einem offenen Briefe in der Hand, zur Thüre hereintrat, und ihr verkündete, wie er bereits in freudiger Ungeduld Marien's Brief der Gräfin mitgetheilt habe. —

Der Zorn der Gräfin kannte keine Gränzen und ſeine erſte Flamme war wider Marien gerichtet, die undankbar genug, ſo hinterliſtig ihre ſtolzeſten Pläne vernichtete. Sie wollte Marien auf der Stelle aus ihrem Hauſe entfernen und ſie nun desjenigen Obſorge anvertrauen, der ſich ſo feurig um dieſelbe angenommen hatte. — Kaum gelang es Herminen, die von einem ſolchen kaum begreifbaren Edelſinn ihrer Freundin auf's innigſte durchdrungen war, und ſich ſelbſt mit Vorwürfen überhäufte, die Vollziehung des grauſamen Vorhabens ihrer Mutter zu vertragen. — Aber die Gräfin ſchien nicht zu beſänftigen. Marie mußte fort und ſollte ſich nie wieder im Hauſe blicken laſſen. —

Eben hatte ihr die Gräfin dieſen ihren unabänderlichen Willen mit herben Worten angekündigt, als der letzteren gemeldet ward, ein

alter Mann von ſchlichtem Ausſehen wünſche in dringender Angelegenheit mit ihr zu ſprechen.

»Laßt ihn hereinkommen,« — rief die Gräfin. — Hermine, Robert und Marie, waren zugegen, als ein Mann mit ſchneeweißen Haaren, von ernſtem aber redlichem Aeußern hereintrat. —

Kaum hatte er Robert erblickt, als er erſchüttert ausrief. »Bei Gott! Er iſt es ſelbſt! Nun bin ich ganz an meinem Ziele.

Robert war bis an die Lippen bleich geworden, als er des alten Heinrich's Stimme erkannte. Dieſer aber ſprach mit feſter Stimme.

»Sie ſind wohl Herr Graf von Florwald und kennen noch Ihren treuen Diener?«

»»Ja wohl! erwiederte Robert, der am ganzen Leibe zitterte, »»doch ſprich! was willſt Du hier?««

»Ich komme von dem Hauſe des Pächters Walter,« war die Antwort, »und habe dort erfahren, daß jenes Mädchen, welches ich einſt Ihrem verbrecheriſchen Befehle folgend, aus ſeinem Vaterhauſe entführte, um es auf nächtlicher

Straße seinem Schicksale preis zu geben, dann aber von Mitleid bewegt, dem Schutze des 4 Stunden vom Schloße wohnenden Pächters empfahl, vorgebend, ich habe, — selbst unbemittelt — sie auf der Straße gefunden, daß dieses Mädchen nunmehr hier im Hause wohne. Denn, ist's nicht so, Frau Gräfin? Als sie bei Ihrer Durchreise durch das Dorf in dem Hause des Pächters einsprachen, da haben Sie das Mädchen mit sich genommen?""

»Ja wohl, das bist Du ja selbst, Marie!" riefen Hermine und die Gräfin zugleich in vollem Erstaunen aus.

""Ja, sie ist's!"" rief auch der Alte, sie wiedererkennend mit freudiger Rührung, und: ""Wie, Herr Graf!"" setzte er mit bitterem Lächeln fort, ""Sie wohnen in einem und demselben Hause, und kennen Ihre eigene Schwester nicht?""

»Großer Gott!" rief wie aus tiefem Traume erwacht, Graf Robert. »Wie trifft Deine Strafe so spät und doch so sicher! Ja, jetzt erkenne ich erst Deine Züge wieder, Marie!

meine Schweſter!» Er war zu ihren Füßen niedergeſunken; Thränen der Reue ſtürzten von ſeinen Wangen.

»O verzeih dem armen reuigen Verbrecher, verzeihe Deinem Bruder. — Verſchwendung hat mich zu dem entſetzlichen Gedanken verführt, Dich zu verſtoßen, in dem Wahne, dadurch allein Erbe des väterlichen Vermögens zu werden; — der Himmel hat es anders gewollt. — Mir ward Dein Antheil nicht erfolgt. Noch iſt er Dir vorbehalten. — O, daß ich Böſewicht Dich nicht auch als Bruder umarmen kann, weil ich Deiner Schweſterliebe ſo wenig würdig bin, als ich je die Liebe der Braut verdient hätte.— Vergeben auch Sie mir, Hermine, der ich Sie durch meinen Leichtſinn um die Blüthe Ihrer Wangen gebracht. —»

»Ich hoffe von Ihnen Frau Gräfin, auch Sie werden das an Ihrem Kinde wieder gut zu machen ſuchen, was Sie an ihm verbrochen haben. — Und Du, würdiger, alter Mann! den zwar die Treue zu ſeinem Gebiether zum Mitverbrecher gemacht, den aber doch ſein beſſerer

Genius nicht mit der Schuld befleckt zu Grabe gehen ließ, habe Dank für Deine Entdeckung. Nimm als Dein Eigenthum, was noch übrig iſt von meinem Vermögen; ich gehe, mich den Gerichten zu überliefern. —«

»»Nicht ſo, mein beſter Herr!«« rief laut weinend der gute Alte, »»ich nehme keinen Heller von Ihrem Vermögen. Ihr Vergehen aber haben Sie durch die aufrichtigſte Reue geſühnt. Gott wird Ihnen verzeihen, wie er auch mir verzeiht. Auch Ihr gnädiges Fräulein Schweſter wird den nunmehr Gebeſſerten als Bruder lieben. Sie iſt in ihre Rechte wieder eingeſetzt, bezieht das ihr gebührende Vermögen — und die Frau Gräfin wird es gewiß nicht in ihrem Intereſſe finden, Sie als den Urheber des nunmehr durch Reue getilgten Verbrechens kund zu geben.««

Wir haben uns beide ſchwer verſündigt, Herr Graf,« ſprach die Gräfin gerührt, »laſſen Sie uns das Geſchehene nach Kräften wieder gut machen. — Marie! Du gutes, edles Mädchen! dergleichen wohl kein zweites unſere Jugend aufzuweiſen hat, komm und laß uns

nimmer ſäumen, Deinen Ferdinand wieder für Dich zu gewinnen, und Deine Vermählung mit ihm zu feiern. Und Du Hermine, lange verwaiſ'te Tochter, verzeihe auch Du Deiner Mutter! Sieh, mein Stolz hat ſich in Mutterliebe aufgelöst. Sei glücklich in den Armen Deines Karls. Gott ſegne Euch und Euere Kinder."

Epiſtel.

An L. A. Frankl.

Von Lud. Foglar.

Beſcheiden wie der Schüler ſeinem Meiſter,
Send' ich Dir meinen Bothen-Dichterwort.
Hör' ihn nur an, — wird er allmälig dreiſter,
So ſchicke ihn mit derber Lehre fort.

Doch ohne Scherz — mich drängt' es lang zu fragen
Um ein Philoſophem, Dich, Geiſtermonarch! —
Ich fand es nicht durch pſicholog'ſche Plagen,
Bei Socrates nicht, Plato, nicht Plutarch.

Ich meine: zwiſchen Geiſt und Herz die Bindung,
Wie dieß empfängt, wie jener waltend ſchaft?

Den Uebergang vom Denken zur Empfindung—
Die räthſelhafte, rege Schöpferkraft?

Dein Geiſt — iſt Sonne — ſchleudert Strahlenſpeere —
Doch wirken ſengend ſie, nicht wärmemild —
Sie treffen bis zum Grunde tiefer Meere —
Doch locken ſie nicht Blumen ins Gefild!

Und dennoch möcht' ich gerne wieder glauben:
Der Flammenharniſch berg' ein fühlend Herz,
Das wohl genippt des Lebens Südland Trauben
Doch auch vom Kelche, den uns reicht der Schmerz

Du ſchickſt den Geiſt kolumbuskühn ins Weite,
Und läßt daheim das Herz, den Don Juan,
Was iſt's, das dieſe beiden ſtolz entzweite?
O Dichter ſprich — daß ich's begreifen kann.

Gedichte von Friedrich Halm.

1.

Auf dem Krankenbette.

Es ruhte in Dämmerhelle
Das ſchweigende Gemach;
Da war kein Laut des Lebens,
Der ſeine Stille brach.

Es pickten des Uhrwerks Schläge
Eintönig von der Wand;
Es kniſterte in der Ampel
Verglimmend des Dochtes Brand.

Mir aber auf meinem Lager,
Mir war's im Fieberdrang,

Als ſpräche der Ampel Schimmer,
Als ſpräch' mir des Uhrwerks Gang.

Mir ſagte des Raumes Stille:
„Laß Deine Freunde ſein
„Zahllos, wie Sand am Meere,
„Ein Tag trifft Dich allein!

Mir ſagten der Wanduhr Schläge:
„Sieh, Tag verrinnt für Tag,
„Und ſieh, die Zeit wird kommen,
„Da tönt Dir mein letzter Schlag!

Mir ſagte der Ampel Schimmer:
„Laß' meinen dürft'gen Schein
„Dir einen Strahl von Jenſeits,
„Ein leuchtend Sternbild ſein!

„Erkenn' in dieſen Leiden,
„Das Deine Stärke brach,
„Das Strichlein unter der Rechnung
„Und zähl' Deine Tage nach!

2.

In ein Stammbuch.

Gedenke mein,
t oft, nicht lang; doch lenkſt Du Deine Blicke
Deinem Herbſt nach Deinem Lenz zurücke,
So denke mein,
ı freundlich hell, im Kranze dunkler Stunden
Ein leuchtendes Johanneskäferlein,
ı liebes Bild erſchienen und verſchwunden.

3.

Sehnſucht.

Gedicht, Du Seelenblütenflaum,
Gedicht, Du Lebensflutenſchaum,
Gedicht, Du Aeolsharfenklingen,
Du Flügelſchlag von Engelsſchwingen,

Du Lethetrank, Du Ahnungsblitz,
Du künft'ger Wonne Traumbeſitz,
Du Sommernacht mit milder Vollmondshelle,
Du Roſenduft, Du Himmelsblau der Seele.
Gedicht, Gedicht, mein Morgenſtern,
Ich rufe Dich, und Du bleibſt fern!

Der alte Kanonier.

Vom Fürſten Fritz Schwarzenberg.

Ein Invalid mit weißen Locken
Sitzt dort im Zeughaus nah' dem Thor,
Ihm ſchweben, leicht wie Blütenflocken,
Die Bilder ſeines Lebens vor,
Und längſt vergang'ne, ſchöne Stunden
Zieh'n an dem innern Blick vorbei,
Was ihm das Leben eingewunden,
Ihm dünkt's, als ob's noch jetzt ſo ſei.

Denn angelehnt an die Kanone,
Die einſtens ihm ſein Höchſtes war,

Mit der er ſchützte Reich und Krone,
Sein beſter Freund in Kriegsgefahr, —
Denkt er der längſt entſchwund'nen Zeiten,
Und wieder kehrt die alte Luſt
An Kampf, Gefahr und hartem Streiten
Und kräftigt ſeine welke Bruſt.

Ihm iſt's, als ob dem ſtarren Munde
Der ſich're Tod noch jetzt entflieht,
Ihm iſt's, als ob noch jetzt zur Stunde
Der Tod durch Feindes Reihen zieht,
Und all' der Muth, er kehrt ihm wieder,
Und angefacht die alte Glut
Hört er im Geiſte Siegeslieder,
Und raſcher fließt ſein altes Blut.

Und wieder hört zur Siegesfeier
Ertönen er Kanonenſchall,

Der, brechend ſich im Stadtgemäuer
In tauſendſtimmigem Wiederhall,
Das Volk beruft, das ſich in Menge
Verſammelnd, betend niederfällt,
Der Freude und des Danks Geſänge
Dem bringend, der die Welten hält.

Und wie dieß ſo vor ſeinen Blicken
Im Bild ſich wie ein Traum entrollt,
Das feuchte Auge im Entzücken
Verſchwimmt, da hat, wo Niemand grollt,
Die Seele ſich empor geſchwungen,
Ins Land des Friedens und der Ruh,
Ein Engel, den er ſich errungen,
Deckt ihm die milden Augen zu.

Und was ihm auf dem Feld der Ehre
Als Sieger einſt im Schlachtenbrand

Und ſo wie ihm, dem ganzen Heere
Als treuer Freund zur Seite ſtand:
Es leitet auf den letzten Wegen
Ihn auch noch ſeinem Ziele zu,
Und ſpendet als den letzten Segen
Den dumpfen Schall ihm nach zur Ruh.

Drum ſind wie Glocken die Kanonen,
Sie künden Freude, Sturm und Schmerz,
Und mit dem letzten Donner lohnen
Sie das gebroch'ne Kriegerherz.
Sie ſind des Kriegers höchſte Klänge
Im Leben, wenn ein Vater ruft,
Zur Trauer und zum Feſtgepränge,
Zum Kampf, zum Siege und zur Gruft.

Prolog.

(Zur Erinnerungsfeier an den Sterbtag Beethovens. *)

Von M. G. Saphir.

Bevor der Strom der Töne ſich ergoßen
Aus unentdecktem Quell der Harmonie,
Bevor das Zauberreich ſich aufgeſchloßen,
Das unſerm Seyn die ſchönſten Töne lieh,
Daß ſie ſich ſchaaren, jubelnde Genoſſen,
Zur Völkerſchlacht der tönenden Magie,
Bevor entfaltet werden ſeine Geiſter,
Legt ein Blümchen auf das Grab vom Meiſter.

Das Werk ertönt uns, das mit Seraphsflügel
Empor uns trägt mit ſüßer Schauermacht,

*) Den 26. März 1827.

Der Geiſterfürſt bricht ſeiner Klänge Siegel,
Sie ziehen ſtürmend in die Wunderſchlacht,
Da ſteigt ein Schatten aus dem todten Hügel,
Und hält bei ſeinen Schaaren ſtille Wacht,
Aus dunklen, abgeſchiedenen Grabestiefen
Die eig'nen Töne ihren Meiſter riefen.

Ja gegenwärtig iſt er hier im Kreiſe,
Entſteigt an ſeinem Sterbetag dem Grab,
Still ſinnend, prüfend, ganz nach alter Weiſe,
Schwingt unſichtbar er ſeinen kleinen Stab.
Und wie im Leben geht er, ſchattenleiſe
Inzwiſchen dieſen Pulten auf und ab,
Um mit den blaßen, weſenloſen Armen
Die Chöre, die er ſchuf, noch einmal zu umarmen.

Denn undankbar ſind dieſes Lebens Mächte,
Dem Leben flicht das Leben keinen Kranz,
Verſinken muß es in das Reich der Nächte;
Dann erſt wird ihm gegönnt des Lebens Glanz.

's weilt die Welt, daß ihren Kranz ſie flechte,
Bis ſie ihn flicht zu einem Todtenkranz,
das in der Erde liegt, wird hoch gehuldigt,
das auf ihr iſt, verkannt nur und beſchuldigt.

s baut ein Denkmal ſich, ein Grab zu ſchmücken,
Mit ihren Monumenten prunkt die Welt,
es Meiſters Leben aber zu beglücken,
Ward freundlich keine Menſchenhand beſtellt;
n Blümchen für ſein greiſes Haupt zu pflücken,
Ging Niemand aus in's ſchlichte Blumenfeld;
ein Leben war für uns, ſo wie ſein Sterben,
ir weinen jetzt um ihn, die reichen Erben!

ß heute, edler Schatten, Dich verſöhnen,
Dein eig'nes Werk, nimm's wohlgefällig an,
n Todtenfeſt aus Deinen eig'nen Tönen,
Es ſteig für Dich zum Himmelsthor hinan,

Begeiſterung, Wonne, Lied und Wehmuthsthränen,
Sie reihen ſich zur ſtillen Andacht dran,
Und jeder Ton, den uns Dein Geiſt geboten,
Bringt eine Thräne Dir ins Reich der Todten.

Dein Sterbetag iſt heut? verzeih' den Blinden,
Sie ſahen Deines Geiſtes Himmelfahrt
nur nicht!
Wohlan, ſo ſoll es Deine Schöpfung künden,
Daß ew'ges Leben Deine Zuverſicht,
Da wird es jedes Menſchenherz empfinden,
Daß Du ein Sohn vom ew'gen Götterlicht;
Und daß Dein Sterbetag der Tag geweſen,
An dem Du zur Unſterblichkeit erleſen.

Das

Lilienkreuz.

Sage von M. Demant.

An der Grenze von Oeſterreich gegen Baiern, ſtand vor mehren Jahren im Gebirge, das ſich am Donauufer erhebt, im dichten Wald ein Kreuz, welches unter den Bewohnern jener Gegend unter dem Namen »Das Lilienkreuz« bekannt iſt. Jeder, der das ſchöne Donauthal entlang aus den baieriſchen Landen nach dem ſchönen Oeſtreich hinunterfuhr, wird ſich wohl an die ungemein prächtige Gegend erinnern. Es iſt gewiß eine der ſchönſten Parthien vom Urſprunge der Donau bis zu ihrer Mündung. Insbeſondere in der Nähe von Engelhartszell. Außerhalb desſelben befindet ſich beinahe mitten im Flußbette ein großer Felſen, an dem ſich die Wellen brechen, und auf ihm ſteht eine Kapelle mit einem Marienbilde.

Es iſt ein ſo ſchöner Gedanke, mitten in den ſtrömenden Fluthen die milde Fürſprecherin zu ſchauen. Ich hielt mich längere Zeit daſelbſt auf, und ſuchte mich ſo viel wie möglich, mit den umliegenden Gegenden bekannt zu machen.

Es war an einem ſchönen Sommerabende, da ging ich mit der Schweſter meines Freundes, einem einfachen, aber äußerſt gutmüthigen Mädchen, längs dem Donauufer ſpazieren, und wendeten uns dann rechts gegen die Kloſterkirche, welche ſchöner und größer iſt, als man auf einem Ort, wie Engelhartszell iſt, rechnen dürfte. Wir ſchlugen den Weg nach dem Berge ein, und kamen ſo zu jenem Kreuze, von dem ich ſchon lange wußte, daß ſich eine Sage daran knüpfe. Es ſtand auf einer ſchroffen Felſenwand und war dem Zerfallen ſehr nahe. Ich wollte ſchon lange wiſſen, aus welchem Grunde man dieß Kreuz dorthin geſetzt habe, deßhalb richtete ich meine Frage an die Freundin. Sie hob ihr dunkles Auge, und folgte der Weiſung meiner Hand. »Das iſt das Lilienkreuz,« erwiederte ſie, »ich kenne davon die Sage, ſie iſt aber beinahe

ganz verſchollen. Ich denk es noch, als kleines Kind erzählte ſie mir meine ſelige Großmutter. Wenn ſie Ihnen nicht zu lange währen ſollte, ſo will ich ſie Ihnen erzählen.“

Ich bath ſie darum, und ſie begann:

„Vor vielen Jahren ſtand im benachbarten Dorfe ein Häuschen, recht nett und zierlich gebaut, das einem alten Schiffmanne gehörte. Der Mann war unter heißen Mühen grau geworden auf dem treuloſen Elemente, und hatte ſich mit dem wenigen Erwirthſchafteten zurückgezogen, um ſtille den Abend des Lebens zu beſchließen. Er hatte einen Sohn, der auch ſchon frühzeitig hinaus mußte auf den unſichern Boden. Toni war die Freude ſeiner Mutter. So oft er ging vom Hauſe, bepackt mit ſeinem Sacke, deſſen ſich die Schiffleute alle bedienen, da vergaß die alte Mutte nie, ihm den Segen auf den Weg mitzugeben. Da ſtand ſie noch lange am Ufer, und ſchaute ihm immer nach, bis er am Ruder ſtehend, aus ihren Augen entſchwand. Und wenn ſie ungefähr rechnen konnte, daß er dem Strudel nahe ſein müſſe, ach da bethete

ſie in der Kirche, denn der heilige Nikolaus war Schutzpatron der Schiffer, und der Strudel war damals noch ſchwer zu befahren. Und wenn dann Toni wieder heim kam, da war die Mutter ſo glücklich, und die neuen Brote waren gebacken. Toni war ein blonder Burſche, er hatte ſo gutmüthige Augen, eine friſche, geſunde Geſichtsfarbe. Er war groß und ſtark gebaut, einer der ſchönſten Burſche in der Umgegend, und er war fromm und gut, nicht dem Trunke ergeben, denn ſeine Mutter hatte ihn frühzeitig an Mäßigkeit gewöhnt.

Alle Sonntage ging man über die Berge in das Dorf M . . . in die Kirche. Und in dem Dorfe, da wohnte Schön Roſi bei ihrem Vater, der ein ziemlich großes Bauerngut beſaß. Schön Roſi war 18 Jahre, und hatte blaue Augen, aber blaue Augen ſpiegeln den Himmel der Seele; ſie hatte kaſtanienbraune Haare, und das eng anſchließende Mieder zeigte den ſchönſten Wuchs. Aber ihr Vater war ein Trunkenbold. Da verging kein Tag, wo er nicht heimkam lärmend und polternd und fluchend

f Gott und ſeine Welt und ſein einziges
ind.

Sein Weib war aus Gram geſtorben,
nn wie oft ſchlug er ſie nicht in ſeiner Sinnen-
raubtheit. Sie weinte nur darum, als ſie den
od herannahen fühlte, weil ſie ihr Kind, ihr
zziges, hilfloſes Kind nicht mit ſich nehmen
nnte. Und ſie ſtarb, Roſi war troſtlos. Sie
ar allein nun mit dem Vater, aber ſie murrte
cht, wenn er polternd heimkam, ſie duldete
ll, und nur wenn ſie Sonntags Nachmittag
n der Arbeit ruhte, ging ſie hinaus auf den
irchhof, am Grabhügel ihrer Mutter zu weinen.

Schiffertoni, der auch Sonntags zur Kirche
m, ſah Schön Roſi öfter, und hatte ſie ſchon
it langem recht lieb, und Schön Roſi liebte
n auch, denn er war ja der ſchmuckeſte Burſche
der ganzen Umgebung. Wohl ſo oft ſie ihn
h, ſchlug ſie die Augen nieder, aber ſie liebte
n dennoch.

Sie wurden allmählig vertrauter, ihre Her-
n verſchmolzen, und ſie ſchloßen einen Bund,
n nichts mehr trennen ſollte, und beide waren

ſo ſelig. Allein es ſollte nicht immer ſo ſein. Ach! daß doch an den ſchönſten Sommertagen die furchtbarſten Gewitter aufſteigen müſſen! —

Schön Roſi's Vater ward täglich wilder, und mürriſcher. Vom vielen Trinken wurden ſeine Sinne mehr und mehr abgeſtumpft. Er brütete oft Tagelang vor ſich hin, wie ein Wahnwitziger und ſprach nichts. Und wenn er ſchon etwas milder zu ſein ſchien, wenn man glaubte, daß das verſtockte Herz aufthaue, da mochte ihm vielleicht ſein Gewiſſen einen Vorwurf machen, denn er ſprang auf, verließ die Stube, und ging dem Gemeindehauſe entgegen. Im nüchternen Zuſtande ſprach er kein Wort gegen des Schiffertoni's Liebe zu ſeiner Tochter, wenn er aber betrunken war, da ſtürmte er wild, und das arme Mädchen hatte alles zu dulden.

So geſchah's. Es war an einem düſtern Herbſtabend, da ſaß Schön Roſi allein in ihrer Kammer und ſpann, und dachte dabei an ihren Toni. Es war ſpät, der Vater außer dem Hauſe. Sie arbeitete ſtille, nur das Picken der

Wanduhr meldete eintönig die fortschreitende Zeit. Da schallten plötzlich Schläge am Thore, und mit Schrecken hörte sie des Vaters Stimme. Zitternd öffnete sie, und er taumelte fluchend herein. So wild war er noch nie. Er hatte, wie es schien, nicht so viel getrunken wie gewöhnlich, aber dennoch glühten seine Wangen. Es war Zorn, man hatte ihn in der Schenke gereizt. Im tiefsten Herzen bangend, schlich Rosi hinter ihm drein, denn sie kannte ihren Vater, der in seinem Jähzorne immer einen Gegenstand haben mußte, an dem er sich austoben konnte.

Bis jetzt war Rosi ungestört geblieben, allein der unglückliche Zufall wollte, daß sie gerade heute etwas herzurichten vergessen hatte, und nun brach das Gewitter los ob ihrem Haupte.

Fluchend und mit Faustschlägen stürzte er auf sie zu, und würde sie so vielleicht getödtet haben, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit entflohen wäre. Sie eilte hinaus, und hörbar schlug ihr das Herz im Busen, als sie sich im

Freien befand. Doch was beginnen? Zu ihrem Vater konnte ſie nicht zurück. Ihr erſter Gedanke war zu Toni's Eltern und ihrem Schutze ſich vertrauen. Allein der Weg dahin ging über Felſen, wer in der finſtern Nacht ſollte ſie leiten? Noch ſtand ſie unſchlüßig, da hörte ſie ihren Vater, der mit einem Meſſer in der Rechten aus dem Thore eilte.

Jetzt verlieh die Angſt ihr neue Kräfte. Flüchtig, wie ein gejagtes Reh, eilte ſie die Felſen hinan, und fort und fort auf dem Fußſteige nach Toni's Markte. Sie hatte beinahe die Höhe erreicht, aber ihr ſchien es immer, als ob der wüthende Vater ihr ſchon nahe wäre.

Und ſo kam ſie zur gefährlichen Stelle, wo dort das Kreuz zwiſchen den Felſen hervorragt, dort iſt nämlich eine gähe Wand, von welcher auf die entgegengeſetzte Seite ein ſchmaler Steg führt. Schön Roſi floh vorwärts. Gerade heute mußte der Himmel ſein Antlitz verhüllen, gerade heute hatte er keinen einzigen Stern für ein im Dunkel irrendes Erdenkind.

Wanduhr meldete eintönig die fortſchreitende Zeit. Da ſchallten plötzlich Schläge am Thore, und mit Schrecken hörte ſie des Vaters Stimme. Zitternd öffnete ſie, und er taumelte fluchend herein. So wild war er noch nie. Er hatte, wie es ſchien, nicht ſo viel getrunken wie gewöhnlich, aber dennoch glühten ſeine Wangen. Es war Zorn, man hatte ihn in der Schenke gereizt. Im tiefſten Herzen bangend, ſchlich Roſi hinter ihm drein, denn ſie kannte ihren Vater, der in ſeinem Jähzorne immer einen Gegenſtand haben mußte, an dem er ſich austoben konnte.

Bis jetzt war Roſi ungeſtört geblieben, allein der unglückliche Zufall wollte, daß ſie gerade heute etwas herzurichten vergeſſen hatte, und nun brach das Gewitter los ob ihrem Haupte.

Fluchend und mit Fauſtſchlägen ſtürzte er auf ſie zu, und würde ſie ſo vielleicht getödtet haben, wenn ſie nicht noch zur rechten Zeit entflohen wäre. Sie eilte hinaus, und hörbar ſchlug ihr das Herz im Buſen, als ſie ſich im

Freien befand. Doch was beginnen? Zu ihrem Vater konnte ſie nicht zurück. Ihr erſter Gedanke war zu Toni's Eltern und ihrem Schutze ſich vertrauen. Allein der Weg dahin ging über Felſen, wer in der finſtern Nacht ſollte ſie leiten? Noch ſtand ſie unſchlüßig, da hörte ſie ihren Vater, der mit einem Meſſer in der Rechten aus dem Thore eilte.

Jetzt verlieh die Angſt ihr neue Kräfte. Flüchtig, wie ein gejagtes Reh, eilte ſie die Felſen hinan, und fort und fort auf dem Fußſteige nach Toni's Markte. Sie hatte beinahe die Höhe erreicht, aber ihr ſchien es immer, als ob der wüthende Vater ihr ſchon nahe wäre.

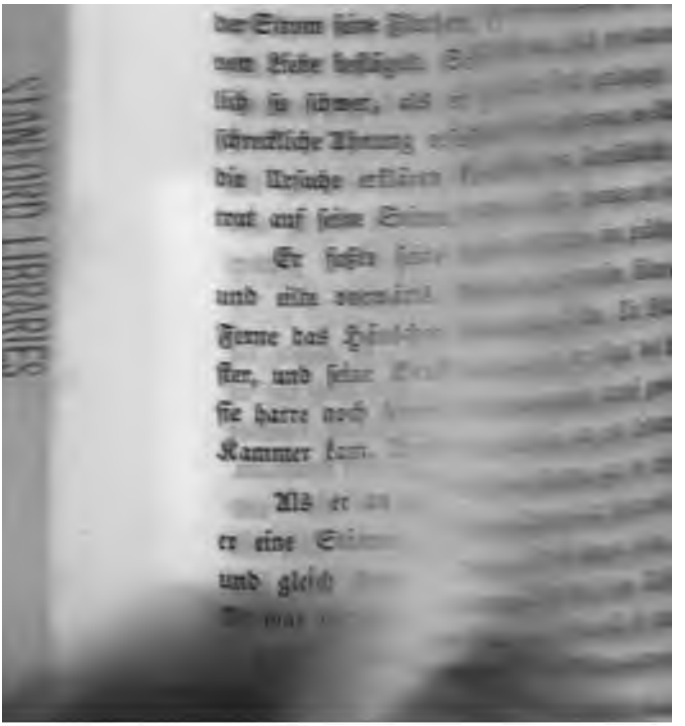
Und ſo kam ſie zur gefährlichen Stelle, wo dort das Kreuz zwiſchen den Felſen hervorragt, dort iſt nämlich eine gähe Wand, von welcher auf die entgegengeſetzte Seite ein ſchmaler Steg führt. Schön Roſi floh vorwärts. Gerade heute mußte der Himmel ſein Antlitz verhüllen, gerade heute hatte er keinen einzigen Stern für ein im Dunkel irrendes Erdenkind.

Endlich kam ſie zum Stege. Sie kannte den Weg nicht genau — ein Fehltritt, und ſie ſtürzte hinunter in die Tiefe. Da lag nun das arme Kind, dem die Sonne nie noch recht geſchienen, zerſchmettert auf dem Geſteine. Da hatte ſie ihr Blut verſpritzt für dieß kurze, freudenleere Eintagsleben.

Kein Aechzen und Stöhnen verrieth den horchenden Bäumen die ſcheidende Seele, und ober ihr am Himmel, da zogen die grauen Wolken wie rieſige Geſpenſter dahin. —

Der nächſte Morgen kam, es wehte die Luft ſo kühl, und die Sonne war noch tief in Nebel gehüllt, da gingen Bauersleute vorüber und ſahen mit Schreck den entſtellten Leichnam. Und als ſie nun Schön Roſi erkannten — und wer kannte Schön Roſi nicht? — da blieb kein Auge trocken. Man holte ſie aus der Tiefe und trug ſie heim.

Toni war gerade fort auf der Donau. Als er heimkam, es war Abends — da wollte er noch zu Schön Roſi. Er hatte ihr in der Ferne ein ſchönes Band gekauft, das hatte er


STANFORD LIBRARIES

mehr, das Roth ſeiner Wangen
dafür drückte der Harm in bleichen
Stempel auf ſein Antlitz, ſeine
nen ab, und ein verzehrender Schmerz
ſeine Glieder.

Tages ſagte man ihm, Roſi's
todt. Er hatte ſeit dem Tode ſeiner
eine ruhige Stunde mehr gehabt, er
ſäumte ſeine Wirthſchaft, und trank mehr
als. Es hatte ihn ein plötzlicher Schlag-
hingerafft. Toni ſah zum Himmel und
ihm nicht.

kam der Winter und ging wieder, und
hoffte auf den Frühling. Und der Früh-
kam. Toni, der lange das Bett gehütet,
einem Maimorgen zum erſtenmale in's
Er ging zum Kreuze, doch dieß hatte
Sturme des Winters zu viel gelitten. Al-
lich, dachte er, wenn er arbeiten könne,
er es ausbeſſern. Der Arme hoffte noch
Beſſerung, und er ſah das Kreuz nicht
mehr. Einige Tage, nachdem er ſich ins Freie
gewagt hatte, ſchien es mit ihm beſſer werden

Als das Leichenbegängniß vorüber war, ging jeder seine Straße nach Hause. Toni trat ebenfalls in Kummer den Weg nach seinem Elternhause an. Noch nie hatte er diesen Weg mit so tiefer Trauer zurückgelegt. So war er denn zur Stelle gekommen, wo Schön Rosi zur Tiefe gestürzt war. Unwillkürlich zuckte er zusammen, er bückte hinunter und sieh — da war aus dem Felsgestein eine prächtige Lilie aufgesprossen im blendendsten Glanze, mit einem schönen grünen Kelche. Die Blätter waren bethaut, als hätte der Engel des Lebens die hellsten Thränenperlen darauf geweint. Da sank er in die Kniee, und eine lindernde Perle rollte von seinen Wangen, und der tiefe in die Brust gepreßte Schmerz löste sich in ein heißes Schluchzen auf. Endlich ging er heim, und beschloß, dort wo Schön Rosi zur Tiefe gestürzt war, ein Kreuz zu errichten. Es ist dasselbe, welches dort zwischen den Tannen hervorragt.

Da ging er nun täglich hinaus und weinte und bethete eifrig. Allein seine Gesundheit hatte sehr gelitten. Er zeigte seit jener Zeit keine

heitere Miene mehr, das Roth seiner Wangen verschwand, dafür drückte der Harm in bleichen Zügen seinen Stempel auf sein Antlitz, seine Kräfte nahmen ab, und ein verzehrender Schmerz schlich durch seine Glieder.

Eines Tages sagte man ihm, Rosi's Vater sei todt. Er hatte seit dem Tode seiner Tochter keine ruhige Stunde mehr gehabt, er vernachlässigte seine Wirthschaft, und trank mehr als jemals. Es hatte ihn ein plötzlicher Schlagfluß dahingerafft. Toni sah zum Himmel und fluchte ihm nicht.

Es kam der Winter und ging wieder, und Toni hoffte auf den Frühling. Und der Frühling kam. Toni, der lange das Bett gehütet, trat an einem Maimorgen zum erstenmale in's Freie. Er ging zum Kreuze, doch dieß hatte vom Sturme des Winters zu viel gelitten. Alsogleich, dachte er, wenn er arbeiten könne, wolle er es ausbessern. Der Arme hoffte noch auf Besserung, und er sah das Kreuz nicht mehr. Einige Tage, nachdem er sich ins Freie gewagt hatte, schien es mit ihm besser werden

zu wollen, allein es war nur Schein; wie jeder Schwindelsüchtige wähnte er seinen Tod noch nahe. Am sechsten Tage nach dem Ausgange schien er es, um mir wieder zu erwachen. Als er begraben wurde, da folgten ihm alle zum Grabe, denn jeder hatte ihn während seiner Krankheit liebgewonnen."

Die Erzählerin schwieg und es war ringsum still. Da tönte im Busche das Lied einer Nachtigall, das aber plötzlich mit einem durchdringenden Wehlaut endigte: — es war das Liebchen gewesen. Es ergriff mich wehmütig. Ich dankte meiner Freundin, und wir kehrten zur Wohnung zurück, denn mir schien es, als ob ferne riesige Wolken aufstiegen. Wirklich begann der Wind stärker zu wehen, ein furchtbares Gewitter war im Anzuge. Wir erreichten das Haus, als es bald darauf losbrach mit jenem großartigen Ungestüm, der Gewitter in Gebirgen eigen ist. Am andern Morgen war es schön. Ich schlug den Weg zum Kreuze ein, aber ich fand nur karge Ueberreste mehr. Der Sturm in vergangener Nacht hatte es beinahe gänzlich zerstört.

Szenen

aus einer

hiſtoriſch dramatiſchen Dichtung

von

Chriſtoph Kuffner.

I.

Rom, Garten des Tiberius, mit der Ausſicht auf den Tiberfluß und den Hafen von Oſtia. Tiberius, dann Thraſyll.

Tiberius.

Da wogt er hin, der ſtolze Tiberis,
Und jede Woge ruft mir: »Zieh mit uns!«
Dort winkt mir Oſtia mit ihrem Hafen,
Und jedes Schifflein ruft mir: »Zieh mit uns!«
Ja fort aus Rom! Nicht länger halt' ich's aus.
Mir kann nicht Rom genügen, nicht die Welt;
In Beiden bin ich Armer nur ein *Nichts*,
Doch *Alles* in mir ſelbſt und durch mich ſelbſt.
Drum fort aus dem Getümmel, das nichts gilt,
Und deßhalb nur auch *mich* nichts gelten läßt,
Hier wo *Auguſt* als Sonne ſtrahlt und ich
Ein kaum bemerktes Wölkchen bin,
Ein Wölkchen, das verſchwindet, aber auch

Der Sonne Strahlenkreis verdunkeln kann.
Fort! Jeder Tag in Rom iſt Kerkerkluft.
Komm, goldne Freiheit! führe mich hinaus!
(Thraſill nähert ſich).

Vertrauter Du des Sternenhimmels! ſprich!
Verkünde, Schickſalsſeher, mir mein Schickſal!
Haſt Du geleſen in den leuchtenden
Geſtirnen oder in Auguſtus Augen,
Ob endlich ich Erfüllung hoffen darf
Für meines Herzens glühend heißen Wunſch?
Geſtattet er, der Herrſcher und Stiefvater,
Daß ich ſein prachterfülltes Rom verlaſſe
Und mich im Schooß der Einſamkeit begrabe?
Bringſt Du mir die Erlaubniß fortzuzieh'n,
So acht' ich es ſo hoch, als wäreſt Du
Ein Adler, der auf den Olymp mich trägt.
Wer fern von Menſchen lebt, der iſt ein Gott!

Thraſill.

Noch ſchwankt Octavian. Was ihn bewegt,
Dich nicht aus Rom, aus ſeinen Augen nicht
Zu laſſen, iſt es Liebe, iſt's Mißtrauen, —
Ich weiß es nicht. Kein Späherblick durchdringt
Des Schlauen Geiſt. Noch immer zögert er

kann ſich zur Entſcheidung nicht entſchließen.
iſt der Sterne Stellung Dir nicht günſtig;
n füge Dich der Laune Deines Schickſals!
Allem aber ſprich zum Freunde frei:
iſt's das Dich bewegt, Dich, dem das Glück
wie ein Blumenflor, und in der Zukunft
) einem goldnen Morgenhimmel lacht, —
iſt's das dich bewegt, voll Düſterſinn
hellen Licht die Augen zu verſchließen,
ſeel'ge Sterne in der Nacht zu ſchau'n,
ellen Tag Geſpenſter, und dieß Rom,
dem der weiten Erde fernſte Völker,
dem der Reichſte wie der Aermſte ſchmachtet,
eh'n, als wär' es eine Todeskluft
ziſt'ger Kräuter und voll wilder Thiere?

Tiberius.

:auf der Sterne magſt Du kennen, Freund!
aber und dieß Rom — uns kennſt Du nicht.
lich ſtrahlt der Himmelslichter Glanz,
Täuſchung iſt der Erdengüter Flimmer.
Rom, mag mich Octavian verkennen,
)ir will ich mein Innerſtes enthüllen
ieine Lage, die Du nicht begreifſt,

Die Rom nicht kennen kann, Octavian
Nicht kennen will. Vernimm erſt, dann urtheile!
(Pauſe wehmüthigen Schweigens; dann fährt er fort.)
Zweimal hat Hymens Fakel mir gebrannt;
Zwei Gattinnen, am Leben Beide noch,
Und doch nicht mein! So ſteh' ich einſam da,
Und liebe, ungeliebt, das Leben nicht.
Die Erſte, Agrippina gaben mir
Die Götter ſelbſt; die Zweite, Julia
Drang mir der Menſch — Octavian auf.
Von Jener, die ich glüh'nden Herzens liebte,
Mußt' ich mich trennen, und die mir Verhaßte —
Sie ward zum Ehebund mir aufgedrungen.
So mußt' ich leben zwiſchen Haß und Liebe,
In Zwietracht mit mir ſelbſt und mit der Welt.
Ich ſollte haſſen, wo ich lieben wollte,
Ich ſollte lieben, wo ich haſſen mußte.
Das Bild der Einen, der Verlorenen, füllte
Die Seele mir, indeß die Gegenwart
Mich jeden Tag zu Kampf und Falſchheit zwang.
Wär's nun ein Wunder, wenn ich, den man zwang
Der Wahrheit zu entſagen, der Natur,
In der Verſtellungskunſt ein Meiſter würde?

Todt war mein Herz, und was noch lebt im Menſchen,
Wenn ihm das warme Herz erſtorben iſt?
Das Leben wurde mir ein Marmorgrab
Die Ausſicht auf den Thron ein Nachtphantom.
Ich darf nicht lieben, herrſchen will ich nicht,
Weil ich mich ſelber nicht beherrſchen kann,
Entweder grauſam würde oder Heuchler.
Nun hat Auguſt die Söhne des Agrippa
An Kindesſtatt zu ſich empor gehoben,
Und mir erloſch der letzte Hoffnungsſtrahl,
Daß je ein Diadem das Haupt mir ſchmücke.
So bin ich nun ein Fremdling in der Heimath,
Der nicht verſteht und nicht verſtanden wird,
Den man, damit der Schein nicht leide, duldet.
Hier, wo Anſprüche auf Anſprüche ſtoßen,
Liſt der Gewalt, Gewalt der Liſt begegnet,
Was bleibt mir, als auf meiner Hut zu ſein
Vor meinen vielen Feinden, und noch mehr
Vor denen, die ſich meine Freunde nennen?
So zog ich mich ganz in mich ſelbſt zurück,
Wie ſich ein Bergſtrom in den Abgrund ſtürzt.

Nun heiß ich ein heimtückiſch ſchlauer Mann.
Glaub' mir, wie jetzt die Sterne ſteh'n, ich mag
Thun, was ich will, — ſie wiſſen's zu verdreh'n:
Gefügig aber und geſchmeidig wie
Octavian, der ſelbſt ein Todesurtheil
Mitleigig lächelnd unterzeichnen kann, —
Beim Acheron! ſo ſoll mich Rom nie finden.
Mag immerhin Octavian, geboren
Im freien Rom, durch Huld und milden Schein
Des Volkes Gunſt ſich zu erheucheln ſuchen,
Den neuen Staat in alte Formen kleidend;
Er thu' es, aber nie werd' ich ihm folgen!
Nie! Nie ſoll dieß geſchehen, nie! Ich bin
Kein Kind der hochgeprieſ'nen freien Zeit,
Kein Sohn des Volks, der Volksgunſt ſuchen muß;
Gebildet bin ich im Pallaſt des Herrſchers
Zum Herrſchen; darum iſt's mein feſter Wille,
Wenn ich je herrſche, unumſchränkt zu herrſchen.
Wie in der Stufenfolge der Natur,
So iſt's im Leben: Einer ſteht da über
Dem Andern, Einer über Millionen.
Wie Frühling, Sommer, Herbſt und Winter,
Wie Morgen, Abend, Tag und Nacht,

Stein- und Pflanzenreich, wie Baum und
Blume,
Vögel, Fiſche, Schlangen, Käfer, Würme,
zahme Herde und die reißenden
ohner dunklen Wald's, ſich unterſcheiden:
nterſcheidet ſich auch Menſch und Menſch,
keine Gleichheit gibt's, wohin Du blickſt.
n würde ich nie eine Gleichheit dulden,
lieber gar nicht als mit Vielen herrſchen.
wär' ich auch den Niedern hold geſinnt,
tzt' ich einen eigenen Stolz darein,
ſtolzen Großen meine Macht zu zeigen.
ſchwatz' ich da? wohin reißt mich der Traum?
ich' mich nicht, mein lieber Aſtrolog!
h auf Erden hier nichts ſuchen darf,
haben ſie dich als Wegweiſer mir,
ir die Himmelsbahnen zu erklären.
euteſt mir die Sterne und haſt recht,
deuten läßt ſich Alles, wie man will.
ber bin mit mir nur darin einig,
ich in Zwietracht lebe mit der Welt.
Sterne lügen und die Menſchen trügen;
wird mein letzter Hauch Dir wiederhohlen,

Wenn meine Augenſtern' in Nacht erlöſchen.
Doch wie? glänzt wirklich noch ein Glücks-
ſtern mir?
Mein treuer Cajus bringt mir einen Brief?
Ein Schreiben meiner Mutter? Was werd' ich
Erfahren? Götter! Gebt Geduld und Kraft!
(Der Sklave übergiebt das Schreiben und entfernt ſich. Tiberius lieſt.)
„Dem Sohne ſendet ihren Gruß die Mutter.
„Gelungen iſt's; bewogen hab' ich Deinen
„Stiefvater, zu gewähren, was Du wünſcheſt.
„Obſchon Dein Streben wenig Klugheit zeigt,
„Und noch viel minder Liebe zu der Mutter,
„Both ich doch Alles auf, Dir zu willfahren.
„Erkenne daran, wieviel mehr die Mutter
„Den Sohn liebt, als der Sohn die Mutter.
„Zieh denn nach Rhodus in die Einſamkeit
„Und ſchlumm're in ruhmloſer träger Ruh'!
„Vergiß nur nimmer, daß Octavian
„Dem ſchwachen Greiſenalter nahe ſteht
„Und daß wir Mütter mächt'ge Söhne wünſchen!
„Willſt Du nicht handeln, handle ich für Dich.
„Verſink' in Schlaf! Ich werde Dich erwecken,
„Wenn Phöbus' Strahl Octavian's leeren Thron

„Beleuchtet. Lebe wohl und denke mein,
„Wie ich ſtets Dein gedenken will!“ —
Wohl mir, es iſt gelungen; ich bin frei.
Leb' wohl, o Mutter! Rom, leb' wohl!
Nach Rhodos zieh' ich hin, der Roſeninſel.
Dort finde ich des Lebens Ebenbild,
Dort, wo die ſchönſten aller Roſen blüh'n,
Umgeben mit den ſchärfſten aller Dornen;
Dort, wo die Schlangen unter Roſen lauern.
So iſt das Leben, ſo die Liebe auch!
Dort will ich nur in meinem Innern leben.
Mein Inneres ſei Wahrheit, ſei die Welt,
Das Aeußere ein nichtig bunter Traum!
Dort ſollſt Du, Agrippina, die mir hier
Entriſſen ward, das erſte Weib mir ſein,
Das erſte meiner Eh', das erſte Weib auf Erden
Du, fern von mir in Rom, ſollſt mir im Bild
Die nächſte ſein im Herzen und im Geiſt!
Dir will ich leben und durch Dich mir ſelbſt,
Bis wir im Schattenreich uns wiederfinden,
Wo uns kein Schickſal, wo kein Gott uns trennt,
Kein Gott uns trennen ſoll, uns trennen darf.

Ich nehme Abſchied von Octavian,
Dem Vater, der mir doch nicht Vater iſt,
Und von der Mutter, die den Sohn wohl liebt,
Doch mehr den Thron nach, den ihr Sohn
Beſteigen ſoll. —
Folg' mir Thraſyll! Befrag' nicht mehr die Sterne!
Mein Glücksſtern iſt's, der mich nach Rhodos führt.
Muß ich nach Rom einſt dennoch wiederkehren,
Dann führen mich Irrlichter in den Sumpf!
Ich werde dann ein And'rer als ich bin;
Ich werde Rom ſo haſſen — wie mich ſelbſt.
Fort! fort von hier! Es brennen mir die Sohlen,
Und Flügel wachſen an den Schultern mir.
Komm mit! Mein Schickſal ſei das Deinige,
Wie's trifft, hoch in der Höh', tief in der Tiefe!
Der Tapfere kämpft im Thal wie auf dem Berg.
An einem Lichte fehlt's uns Menſchlein nie:
Erliſcht das Tageslicht, ſo flammt das Leichenfeuer!

II.

Gegend am Ufer der Inſel Rhodos.

Meerhafen mit dem rhodiſchen Koloß, Amphitheatraliſch, am Felſen liegt die Stadt Rhodos, von üppigen Gärten und reichbegrünten Hügeln umgeben. Am fernen Horizont erhebt ſich die Morgenſonne über dem Meere. Cäſar Tiberius ſteht auf einer Anhöhe der Küſte.

Tiberius.

Verſchwunden iſt der Wolken bunter Trug,
Zerronnen iſt der Düfte Gaukelſpiel.
Sie ſind nun, was ſie wirklich ſind, — ein Nichts,
Und herrlich ſteigt das Bild der Wahrheit auf,
Die Sonne in der Glorie ihres Lichts.
Es freut das Meer, es freut die Erde ſich
In der Verklärung jüngſtem Morgenglanz.
Willkommen, Sonnengott! All-Leuchtender
Wer kommt Dir gleich, wer von den Göttern allen?

Wo Du nicht walteſt, bleibt der Erde Schooß
Erſtarrt und öde wie des Menſchen Herz,
Wenn ihm der Liebe Licht und Wärme fehlt.
Der Himmel ſelber wäre ohne Dich
Ein freudenloſes Reich. Und doch wirſt Du
Des Lichtes und der Wärme reichſter Quell,
Umlagert von der Wolken dunklem Zug,
Bis Du, in Zorn entbrennend, ſie durchdringſt,
Und Deiner Neider feindliches Gezücht,
In Donner, Blitz und Regenſtrömen ſich
Auflöſend, in der eignen Wuth vergeht.
Dann walten Deine milden Strahlen wieder,
Und lächelnd ſtrömt Dein Segen zu uns nieder.
Tiber! Erblicke Deinen Lebenslauf
In dieſem Bilde hier! Schön war Dein Morgen.
Nun brüten finſtere Wolken rings umher;
Es wächſt die Gluth in Deiner Flammenbruſt.
Haſt Du den Thron des Mittags einſt erſtiegen,
Wird manches Herz durch Dich verbluten, brechen;
Du wirſt Dich freu'n, Verderben auszuſpenden,
Wie Sonnenuntergang in Nacht zu enden. —
Und Du, Koloß! der ſeine Rieſenfüße

Hochmüthig auf zwei Felſenklippen ſtellt,
Kriegsſchiffe, wie Gewürme durchzieh'n läßt,
Die Wuth der Stürme und den Grimm der Wogen
An ſeiner eh'rnen Rüſtung kaum bemerkt, —
Mit Dir auch fühl' ich nahe mich verwandt.
Aufragen will, gleich Dir, mein ſtolzer Sinn;
Die Welt möcht' ich zu meinen Füßen ſeh'n,—
Sie zu beglücken? —
Wahnſinniger! Nie wird die Menſchheit Dich—
Nie wirſt die Menſchheit Du beglücken.
Fern von des Lebens Luſt und Qual
Verbirg Dich vor der Welt und vor Dir ſelbſt!
Mag Rom verſchlingen, was da lebt auf Erden,
Mag Rom von Feindesmacht verſchlungen werden,
Du ruh' im Schatten dieſer Roſenbäume,
Du hülle Dich in Deine Jugendträume!
Und ruft das Schickſal Dich ab vor der Stunde,
Folg' ſeinem Wink! Der Tod heilt jede Wunde.
Was Du nicht werden konnt'ſt hienieden,
Du wirſt es in Elyſiums Frieden.

(Er geht langſamen Schrittes in ſich verſunken, nach der Stadt.)

III.

Rom.

Saal im Palaſte des Auguſtus Octavianus. Nacht.

Livia Druſilla.
(An einer Fenſteröffnung ſitzend).

Gehüllt in Nachtgrau'n trauert Erd' und Himmel,
Im Schmerz erſtarren wir: Ich — Rom — die Welt,
Im Schmerz um den verlor'nen Herrn.
Noch herrſcht die Ruhe der Betäubung;
Bald aber wird der Zwietracht Fackel lohern;
Bald werden die getheilten Meinungen
Ihr giftgeſchwollnes Schlangenhaupt,
Bald wird der zügelloſen Leidenſchaften
Dämoniſche Gewalt verheerend raſen.
Weh' mir! Weh Allem, was da lebt!
Soll neuer Brand die Welt in Flammen ſetzen

Partheihaß ſchwingen das blutgier'ge Schwert?
Wer rettet mich? wer rettet Rom?
Tiberius, mein Sohn! nur Du vermagſt
Zu thun, was keinem außer Dir gelingt,
Und Du, auch Du vermagſt es nur durch mich.
Wirſt Du erkennen, was Du mir verdankeſt?
Wirſt Du erkennen, daß ich all' mein Leben
Dem großen Zweck gewidmet, Dir den Thron
Zu ſichern? Wirſt Du es erkennen,
Daß ich den Tod Octavians verbarg,
Bis Du zurück gekehrt aus fremdem Land?
Das Leben gab ich und erhielt ich Dir,
Und geben will ich Dir den Thron.
Hab' ich kein Recht, den Glanz von Beiden nun
Mit Dir zu theilen? — Unglückliche!
Du ſpendeſt einen Thron und — bebſt für
Dich?
So fleh' ich harrend zwiſchen Tod und Leben,
Und beide werd' ich unheilbringend ſeh'n!
Zum Todtenreich winkt mir des Gatten Leiche,
Ein undankbarer Sohn vernichtet mich.
Tiberius! undankbar Du? iſt's möglich!
Dich räthſelhaftes Weſen fürchtet Rom,

Dich fürchtet ſelbſt die Mutter, die Dich liebt.
Scheu wandelt Fama rings umher,
Und leiſe ſpricht die Tauſendzüngige:
„Stolz iſt ſein Sinn, und marmorhart ſein Herz;
„Nur herrſchen will er, nicht beglücken.
„Mißtrauend Allen, deucht ihm Jeder böſe,
„Damit er grauſam ſein kann gegen Böſe.
„Er ſchmückt ſich mit dem Schein von Tugenden,
„Wie die Giftſchlange ſich mit hellen Farben
ſchmückt.“ —
So ſpricht die Fama und ihr folgt ein Echo,
Das weithin durch die fernſten Länder hallt.
O müßte doch zu dem, was fremde Zungen
ſprechen,
Nicht ſelbſt der Mutter Mund noch Böſes fügen!
Doch leider muß auch ich, ihr Götter! zürnen,
Daß ihr des vielgeliebten Sohnes Licht
Mit Schatten feindlich düſt'rer Nacht umgabt.
Nie läßt er merken, was er wünſcht und
will;
Mit ſeines Herzens innerſten Gedanken
Steh'n ſeine Worte ſtets im Widerſpruch.
Was ihm verhaßt iſt, das ſcheint er zu
wünſchen;

Er ſcheint zu zürnen, wo er ruhig iſt,
Scheint gütig, wo ſein Blut in Flammen tobt,
Mitleidig, wo er ſchwer zu ſtrafen denkt,
Zeigt Härte, wo ihn das Gefühl erweicht.
Dem Feinde blickt er liebevoll in's Auge,
Mit Kälte wendet er vom Freund ſich weg.
Gefährlich iſt es, ihn nicht zu verſtehen,
Gefährlicher noch, ſeinen Sinn zu treffen.
Er will gehorcht, doch nie errathen ſein.
So zürnt er Jedem, der ihm widerſpricht,
Verachtet den, der ſtets nachgebend weicht.
Er haßt die Offenheit, ſcheut die Verſtellung,
Und was er will, das ſcheint er nicht zu wollen.
So kann nur der ſich ſeiner Gnade freuen,
Der wohl ihn kennt, doch nicht zu kennen ſcheint.
Wie böſ'! Und dennoch kann ich kaum ihn tadeln,
Denn die Erfahrung, klug und warnend, ſpricht:
„Des Herrſchers Seele iſt ein Heiligthum,
„Und was geheim in ihrem Innern waltet,
„Das darf kein Sterblicher enthüllen wollen.
„Wer in den Strahlenkreis der Sonne ſchaut,
„Den blendet des Lichtmeeres Glanz, daß ſich
„Sein Aug' erblindend in die Nacht verliert"

Wenn meine Augenſtern' in Nacht erlöſchen.
Doch wie? glänzt wirklich noch ein Glücks-
ſtern mir?
Mein treuer Cajus bringt mir einen Brief?
Ein Schreiben meiner Mutter? Was werd' ich
Erfahren? Götter! Gebt Geduld und Kraft!
(Der Sklave übergiebt das Schreiben und entfernt ſich. Tiberius lieſt.)
„Dem Sohne ſendet ihren Gruß die Mutter.
„Gelungen iſt's; bewogen hab' ich Deinen
„Stiefvater, zu gewähren, was Du wünſcheſt.
„Obſchon Dein Streben wenig Klugheit zeigt,
„Und noch viel minder Liebe zu der Mutter,
„Both ich doch Alles auf, Dir zu willfahren.
„Erkenne daran, wieviel mehr die Mutter
„Den Sohn liebt, als der Sohn die Mutter.
„Zieh denn nach Rhodus in die Einſamkeit
„Und ſchlumm're in ruhmloſer träger Ruh'!
„Vergiß nur nimmer, daß Octavian
„Dem ſchwachen Greiſenalter nahe ſteht
„Und daß wir Mütter mächt'ge Söhne wünſchen!
„Willſt Du nicht handeln, handle ich für Dich.
„Verſink' in Schlaf! Ich werde Dich erwecken,
„Wenn Phöbus' Strahl Octavian's leeren Thron

uchtet. Lebe wohl und denke mein,
ich ſtets Dein gedenken will!" —
mir, es iſt gelungen; ich bin frei.
ohl, o Mutter! Rom, leb' wohl!
Rhodos zieh' ich hin, der Roſeninſel.
finde ich des Lebens Ebenbild,
wo die ſchönſten aller Roſen blüh'n,
ben mit den ſchärfſten aller Dornen;
wo die Schlangen unter Roſen lauern.
t das Leben, ſo die Liebe auch!
will ich nur in meinem Innern leben.
Inneres ſei Wahrheit, ſei die Welt,
Aeußere ein nichtig bunter Traum!
ſollſt Du, Agrippina, die mir hier
ſſen ward, das erſte Weib mir ſein,
erſte meiner Eh', das erſte Weib auf Erden
fern von mir in Rom, ſollſt mir im Bild
ächſte ſein im Herzen und im Geiſt!
will ich leben und durch Dich mir ſelbſt,
wir im Schattenreich uns wiederfinden,
uns kein Schickſal, wo kein Gott uns
trennt,
Gott uns trennen ſoll, uns trennen darf.

IV.

Vorhalle des Palastes.

In der Mitte der Halle steht das mit Purpurbetten behangene, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Paradebette, auf dem Augusts Leichnam, in ein purpurfarbiges Gewand gekleidet, ruht. Das Gesicht ist gegen die Eingangsthüre gerichtet, vor welcher man Tannen und Cypressen erblickt.

Neben dem Todtenbette befindet sich ein kleiner Altar. Es ist der neunte, nähmlich der letzte Tag der Ausstellung. Am Eingang stehen Senatoren und Kriegstribune, hinter denselben die Volksmenge. — Livia, im schwarzen Kleide mit weißem Schleier und zerstreuten Haaren, steht am Paradebette, über den Leichnam hingebeugt.

Livia.

Achtmal ist nun die Sonne aufgegangen,
Ist aufgegangen über dieser Leiche;
Achtmal hat sie sich in das Meer gesenkt,
Erlöschend im Krystallenschoß der Wellen
So wie mein Leben in Dir unterging,

Der leblos fort in meinem Herzen lebt.
Der Sonnengott wird neuverjüngt erſcheinen, —
Dein Lebenslicht, es iſt, es bleibt erloſchen;
Und wie die Sonn' in Purpurgluth vergeht,
Wirſt in des Leichenfeuers Flammen Du
Vergehen, eine Hand voll Staub und Aſche
Auf dem Dir einſt gehör'gen Erdenkreis.
Dahin iſt Deine — meine Macht und Größe!
Ich, die als Gattin, dir zur Seite ſtand
Im Wiederſcheine Deiner Herrlichkeit,
Wie Juno Zeus dem Welterſchütterer,
Ich, die den Thron der Erde mit Dir theilte,
Wie glücklich wär' ich nun, wenn Du als Phönix
Dich neubelebt aufſchwängeſt aus der Aſche!
Erſtaunend würden Millionen beben.
Ich würde knieend vor Entzücken weinen;
Ach! dreimal glücklich würde ich mich fühlen,
Dürft' ich als die geringſte Sklavin Dir
Des ſchalſten Alltagslebens Dienſte weihn;
Du aber biſt ein Gott im Kreis der Götter,
Ein Nichts bin ich nun unter nicht'gen Menſchen.

(Sie nimmt Blumen aus den umſtehenden Körben und beſtreut die Leiche damit.)

Ihr Götter des Olymp! ihr wiſſet es,
Wie all mein heißes Streben dahin ging,
Daß ihm ſein Haus, ſein ſchönſtes Reich auch ſei,
Daß jede Wunde, die die Welt ihm ſchlug,
An meinem Herzen ihren Balſam fand.
Den höchſten Thron ſchmückt nur das beßte Herz.
Mein Streben war es, Deinen Lebensweg
Mit Blumen zu beſtreu'n; vergebnes Streben!
Du gabſt der Welt den Frieden, ſie gab Dir
Nur Zwiſt und Kampf.
Die Blumen, die ich Deinem Leben
Nicht ſtreuen konnte, Leiche, nimm ſie hin!
(Sie zündet Rauchwerk auf dem Altar an.)

Du einſt der Menſchen Herrſcher, nun
Der Götter Liebling, nimm den Opferduft
Des Weihrauchs an, der Dir gebiert, wie ihnen,
Und blicke gnädig auf Dein Reich und mich!
Auf, ihr geſchloſſenen Augen! öffnet euch!
(Sie öffnet die Augen der Leiche.)

Saugt ein das Licht, das euch der Himmel ſendet!
Senkt einen Strahl auf mein gebeugtes Haupt,
Daß er mir leuchte, bis der Rogus flammt! —
Weh mir! Wie ſtarr blickt, Augen, ihr mich an!

Ich ſchließe meine lebenden vor euch
Und drücke meine Lippen auf die todten.

(Sie küßt die Augen der Leiche.)

Mit dieſem Kuß ſaug' ich nun Deine Seele
Und Deinen Geiſt in mich.

(Sie ſinkt auf den Leichnam. Tiberius iſt während der letzten Worte eingetreten und hebt ſie von der Leiche empor.)

Livia. (Mit einem Schrei des Entſetzens).

Reißt mich ein Geiſt der Nacht von Dir?
Hinweg! des Todten Gattin trotzt dem Tod.
Die Liebe miſſend, trotzet ſie den Haß.
Willſt Du mich tödten, Ungethüm, —
Auf ſeiner Leiche mache mich zur Leiche!
Saug' aus das Blut ihr, die im Schmerz verblutet!

Tiberius (Livien umarmend).

Vom Tode ruf' ich, Mutter! Dich in's Leben,
Für den verlornen Gatten drücke nun
An Deine Bruſt den lang entbehrten Sohn,
Der in dem Reiche nur die Mutter ſucht!

Livia.

Und ſieh'ſt Du in der Mutter nicht die Stufe,
Die Dich zum Throne dieſes Reiches führt?
Nichts biſt Du ohne mich, durch mich doch Alles;
Wird auch Dein Dank in mir Dein Alles finden?

Soll ich wenn Du emporgeſtiegen biſt,
Hinab in's Reich der Schatten wandern, oder
Fortleben, Alles Du, ich nichts?

Tiberius.

Könn einer Mutter Herz, die ihren Sohn
So liebt wie Du, je ſolchen Zweifel nähren?
Muß ich Dir ſchwören auf die Leiche hier,
Daß ich, der Sohn, nur für die Mutter lebt?
Schwört nicht das Herz, was nützt der Lippen Schwur?
Auguſtus ſtarb, mit ihm ſtarb auch ſein Reich;
Die Welt iſt herrenlos; ſie bleib' es auch,
Bis Zwietracht, Herrſchſucht und Partheienwuth
Sich ausgetobt und aus dem Blut
Von Millionen erſt ein neuer Herr
Die Erde ſich erhoben hat.
Gekrönt mit Siegeslorbern eil' ich her;
Auf dieſe Leiche leg' ich meinen Kranz,
Zu Deinen Füßen meine Hoffnungen.
Laß, Mutter, mich, den Lebensſatten, wieder
Nach meinem Rhodos zieh'n, von Menſchen fern!

Livia.

Und fern vom Mutterherzen? Stolzer Sohn!
Verſchmähſt Du mich, ſo kann doch ich

Nicht Dich entbehren, Dich verſchmähen.
Dein Genius war ich durch Dein ganzes Leben;
Je wilder Du warſt, deſto milder ich.
Und alſo will ich bleiben, bis die Flamme
Thut, was mein Sohn nicht kann, — mein Herz verzehrt.
So lange aber dieſes Herz noch ſchlägt,
Soll es für Dich, Du Undankbarer, ſchlagen.
Dich ſchmücken muß das Diadem,
Und würd' es auch mein Todtenkranz,
Den Thron des Römerreichs mußt Du beſteigen,
Geſchäh' es über meine Leiche ſelbſt.
Kann ich nicht herrſchen, Roma, über Dich,
So geb' ich Dir den Herrſcher doch.
Nun zaudere nicht länger! Zeige Dich
Den Kleinen groß, den Feigen muthentflammt!
Verſammle ſie, die nicht'gen Senatoren,
In unſerm eigenen Pallaſt, damit
Sie wiſſen, daß ſie unſre Diener, nicht
Des Staats hochweiſe Lenker ſind.

Tiberius.

Wer könnte Mutter Dir zu folgen ſäumen?
Dich mich der Welt gab, ſie ſei mir die Welt!

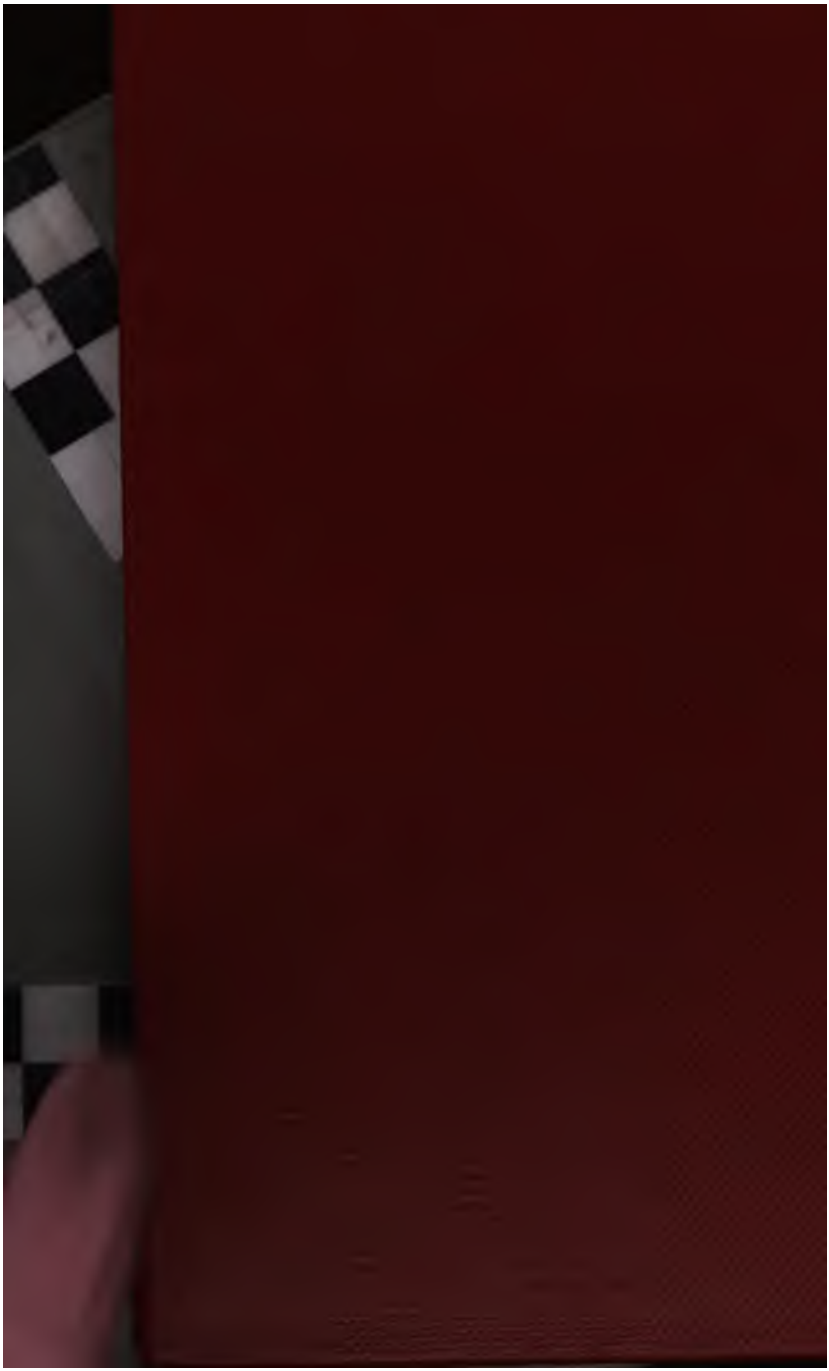
Wär' mir gegeben Deine holde Anmuth,
Bedürft' ich nicht Beredſamkeit noch Klugheit;
Und hätt' ich die Gewalt von Einem Deiner Blicke,
Ich ſäße im verſammelten Senat,
Ein ew'ger Sieger, ohn' ein Wort zu ſprechen.
Mein Mütterchen! In Allem folg ich Dir,
Könnt ich auf Erden Beß'res thun?
Du willſt, daß ich Rom's Cäſar werde, —
Lebt Einer, der's zu hindern wagt?

(Er umarmt Livien und entfernt ſich eilig).

29362

25 A 238

Wien, 1843.

Josef Stöckholzer v. Hirschfeld.

DB 82 G4
DB 82 .G4 C.1
Oesterreich's Freudentag
Stanford University Libraries
3 6105 037 486 706
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.